

Scheck, Suanna

Research Report

Postkoloniales counter-mapping als Beitrag zur Dekolonisierung von urbanen Räumen am Beispiel Wien

ÖFSE-Forum, No. 86

Provided in Cooperation with:

Austrian Foundation for Development Research (ÖFSE), Vienna

Suggested Citation: Scheck, Suanna (2022) : Postkoloniales counter-mapping als Beitrag zur Dekolonisierung von urbanen Räumen am Beispiel Wien, ÖFSE-Forum, No. 86, ISBN 978-3-902906-68-7, Südwind-Verlag, Wien,
<https://www.oefse.at/publikationen/oefse-forum/detail-oefse-forum-publication/show/Publication/postkoloniales-counter-mapping-als-beitrag-zur-dekolonisierung-von-urbanen-raeumen/>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/277727>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



Postkoloniales *counter-mapping*
als Beitrag zur Dekolonisierung von
urbanen Räumen am Beispiel Wien

Suanna Scheck
Masterarbeit

86 FORUM



Postkoloniales *counter-mapping*
als Beitrag zur Dekolonisierung von
urbanen Räumen am Beispiel Wien

Suanna Scheck
Masterarbeit

August 2023

OFSE 
Österreichische Forschungsstiftung
für Internationale Entwicklung

1. Auflage 2023

© Österreichische Forschungsstiftung für Internationale Entwicklung (ÖFSE)

im C3 – Centrum für Internationale Entwicklung

A-1090 Wien, Sensengasse 3, Telefon: (+43 1) 317 40 10, Fax: (+43 1) 317 40 10 – 150

e-mail: office@oefse.at, Internet: <http://www.oefse.at>, <http://www.centrum3.at>

Für den Inhalt verantwortlich: Suanna Scheck

Druck: druck.at

Südwind-Verlag

ISBN: 9783 902906 687

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gefördert durch die



**Österreichische
Entwicklungs-
zusammenarbeit**

Vorwort

Postkoloniales Counter-Mapping ist eine Methode, die sich seit einigen Jahren zunehmender Beliebtheit erfreut. Im Allgemeinen dient sie dazu, koloniale Spuren und Machtstrukturen in urbanen Räumen sichtbar zu machen und somit zur Dekolonisierung beizutragen. Bei dieser Form des Kartierens werden alternative Perspektiven und Geschichten in den Vordergrund gestellt, um die als hegemonial angesehenen traditionellen Erzählungen zu hinterfragen. Historische Orte, Straßennamen oder Denkmäler, die mit der kolonialen Vergangenheit in Verbindung stehen, werden kritisch betrachtet, um darauf aufbauend alternative Narrative zu entwickeln. Diese Methode will postkoloniale Perspektiven stärken und ein Bewusstsein für die Auswirkungen des Kolonialismus in urbanen Räumen schaffen.

Die vorliegende Master-Arbeit von Suanna Scheck wendet die Methode des postkolonialen Counter-Mapping auf Wien an. Eine einführende Auseinandersetzung mit den theoretischen Konzepten von Kolonialismus, post- und dekolonialen Ansätzen, sozialwissenschaftlichen Raumtheorien sowie der kritischen Kartographie schafft den Rahmen und legt die Basis für den empirischen Teil der Arbeit. Hervorzuheben ist dabei die ausführliche Diskussion von Kolonialismus im österreichischen Zusammenhang, die deutlich macht, wie sehr die vermeintliche Nicht-Kolonialmacht Österreich vom kolonialen Geschehen der anderen europäischen Großmächte profitiert hat und in sie verstrickt war.

Dementsprechend werden im empirischen Teil u.a. Gebäude, Denkmäler, Sammelobjekte und Straßennamen analysiert, die mit österreichischen Kolonialpionieren in Zusammenhang stehen oder auf hegemoniales Denken, das koloniales Geschehen mit *weißer* Überlegenheit in Verbindung bringt, verweisen. So gibt es etwa in Wien immer noch eine erkleckliche Anzahl an Orten, die Kolumbus als „Entdecker Amerikas“ bezeichnen. In einem zweiten Schritt analysiert Suanna Scheck alltägliche Diskurse und Praxen mit (post)kolonialem Hintergrund, die sich in Wien festgeschrieben haben. Dazu zählen etwa stereotypisierte Abbildungen, die sich aus kolonialrassistischen Diskursen ableiten lassen, oder Schulbücher und Curricula, die von kolonialen Kontinuitäten zeugen.

Abschließend stellt sich die Arbeit die Frage, was Dekolonisierung in Wien bedeuten könnte, und kommt zu dem Schluss, dass hier eine breite, als kontinuierlicher und von den handelnden kritischen Akteur*innen gestalteter Prozess gedachte Konzeption am ehesten eine Antwort liefern kann.

Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Debatte um die notwendige, jedoch unzureichend erfolgte Dekolonisierung von Wissen, Diskursen und gesellschaftlichen Praxen ist Suanna Schecks Arbeit sowohl hochaktuell, als auch entwicklungspolitisch relevant.

Dr.ⁱⁿ Margarita Langthaler
Senior Researcher, ÖFSE



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Postkoloniales *counter-mapping* als Beitrag zur
Dekolonisierung von urbanen Räumen am Beispiel
Wien“

verfasst von / submitted by

Suanna Scheck

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag. Dr. Gerald Faschingeder

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
1.1 Thema der Arbeit und Forschungsfrage	6
1.2 Forschungsstand und Relevanz der Arbeit	7
1.3 Vorgehen und Aufbau der Arbeit	9
1.4 Theoretische Einbettung und Methodologie	11
1.4.1 Methoden	11
1.4.1.1 Expert*inneninterview.....	14
1.4.1.2 Qualitative Inhaltsanalyse	15
1.4.2 Eigene Positionierung und Reflektion	15
2. Theoretische Hintergründe	17
2.1 Kolonialismus	17
2.1.1 Kolonialismus und Imperialismus	17
2.1.2 Kolonialismus und Österreich.....	20
2.1.2.1 Der österreichische Diskurs zu Kolonialismus	20
2.1.2.2 Koloniale Bestrebungen in Übersee.....	22
2.1.2.3 Binnenkolonialismus.....	25
2.1.2.4 Resümee Kolonialismus und Österreich	26
2.2 Post- und dekoloniale Ansätze	27
2.2.1 Postkoloniale Theorie.....	28
2.2.1.1 Entstehung	28
2.2.1.2 Inhalte postkolonialer Theorie	29
2.2.1.3 Kritik an postkolonialen Ansätzen	31
2.2.2 Dekoloniale Theorie	32
2.2.2.1 Entstehung	32
2.2.2.2 Kritik an dekolonialen Ansätzen	33
2.2.3 Postkolonial vs. dekolonial?	34
2.2.4 Epistemische Gewalt.....	36
2.2.5 Dekolonisierung.....	38
2.3 Urbaner Raum	41
2.3.1 Stadtforschung	41
2.3.1.1 Postkoloniale Stadtforschung.....	43
2.3.1.2 Die postkoloniale Stadt.....	47
2.3.2 Raum.....	50
2.3.2.1 Henri Lefebvre und die Produktion des Raumes.....	52

2.3.2.2 Ort, Raum und Zeit.....	53
2.3.2.3 Raum aus postkolonialer Perspektive	54
2.3.2.4 Raum und Karten	55
2.4 Kritische Kartographie und counter-mapping.....	57
2.4.1 Geschichte der Kartographie.....	57
2.4.2 Entstehung der Kritischen Kartographie.....	61
2.4.3 Aspekte der Kritischen Kartographie.....	63
2.4.4 <i>Counter-mapping</i>	70
2.4.4.1 Entstehung und Hintergrund	70
2.4.4.2 Was ist <i>counter-mapping</i> ?.....	71
2.4.4.3 Methoden und Ziele.....	73
2.4.4.4 Herausforderungen und Kritik	74
3. Umsetzung von counter-mapping in der postkolonialen Stadt.....	76
3.1 Fallbeispiele postkoloniales counter-mapping	76
3.1.1 Bern: <i>bern-kolonial.ch</i>	76
3.1.2 Kassel: <i>kassel-postkolonial.de</i>	79
3.1.3 München: <i>mapping.postkolonial.net</i>	81
3.1.4 Diskussion der Fallbeispiele.....	83
3.2 Postkoloniales counter-mapping in Wien.....	84
3.2.1 Wien als postkoloniale Stadt	85
3.2.1.1 Materielle Aspekte.....	86
3.2.1.2 Diskurse und Praxen	88
3.2.2 Dekolonisierung in Wien.....	89
3.2.3 <i>Counter-mapping</i> in Wien.....	93
3.3 Diskussion: Postkoloniales <i>counter-mapping</i> in Wien.....	97
4. Conclusio.....	101
Literaturverzeichnis	103
Abbildungsverzeichnis	113
Danksagung	114
Abstract Deutsch.....	115
Abstract English	116

1. Einleitung

Als das amerikanische Nachrichtenmagazin kürzlich die 100 einflussreichsten Personen des Jahres 2021 verkündete, waren neben der Popmusikerin Billie Eilish oder Prinz Harry und Meghan, Herzog und Herzogin von Sussex auch die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy und der Sozialwissenschaftler Felwine Sarr zu finden (TIME Magazine 2021). Savoy und Sarr wurden 2018 vom französischen Präsidenten Emmanuel Macron beauftragt, einen Bericht zum Thema Restitutionen zu erarbeiten, nachdem dieser zuvor in Burkina Faso die Rückgabe von kolonialem Raubgut in französischen Museen angekündigt hatte. Durch die Veröffentlichung des Berichts „The Restitution of African Cultural Heritage. Toward a New Relational Ethics“ (Sarr/Savoy 2018), welcher die Dringlichkeit einer Rückgabe afrikanischer Kulturgüter betont, wurde die Debatte einer kolonialen Verantwortung nicht nur in Frankreich angeregt, sondern weitete sich auf ganz Europa aus (Häntzschel 2021). So beschreibt das Time Magazin den Bericht als „a testament to the fight against colonial legacies of violence“ (Adjaye 2021) und unterstreicht ihn als „a framework to guide the emergence of new institutions and spaces that decenter the power dynamic and objectification created by the West“¹ (ebd.). Der Bericht übte Druck auf Institutionen, Museen und Politiker*innen auch in deutschsprachigen Ländern aus. Während in Österreich und der Schweiz die Debatte eher langsamer ins Rollen kam (Pfaff 2019; SRF 2021; Taschwer 2021), erreichte sie in Deutschland eine breitere Basis: so etwa mit den Diskussionen um das umstrittene Humboldt-Forum (Häntzschel 2017), den politischen Verhandlungen zum Völkermord an den Herero und Nama (Rühle 2021) oder vermehrte zivilgesellschaftliche Projekte mit einer Forderung nach Dekolonisierung von Räumen, Universitäten, Wissen etc. (vgl. u. a. freiburg-postkolonial.de 2021). Im Fokus stehen dabei häufig Städte – sei es als Austragungsort von Aushandlungsprozessen und Debatten oder als zu dekolonisierende Objekte. Dies ist kaum verwunderlich, denn „[i]m Kontext kolonialer Strukturen waren Städte immer schon zentrale Orte, von denen aus politische, ökonomische und kulturelle Machtansprüche geäußert wurden“ und sich folglich zahlreiche koloniale Spuren in diese urbanen Räume eingeschrieben haben. Eine Initiative, welche auf breiter Basis diese kolonialen Kontinuitäten der Stadt in den Blick nimmt und „damit [d]ie Debatte um Dekolonisierung [...] deutlich über

¹ Anmerkung zum Begriff ‚the West‘ bzw. ‚der Westen/westlich‘: Der Westen wird in dieser Arbeit als historisches und politisches, und nicht als geographisches Konstrukt verstanden. Das Konzept des ‚Westens‘ umfasst Gesellschaften, die in der Selbstbeschreibung als ‚entwickelt‘, ‚industrialisiert‘, ‚modern‘ und ‚demokratisch‘ gelten und impliziert eine gewisse Machtposition in der Produktion von Wissen. Das Konzept bringt damit eine konstruierte Abgrenzung zum ‚Rest‘ der Welt bzw. ‚nicht-westlicher‘ Gesellschaften hervor, die wiederum als ‚unterentwickelt‘, ‚landwirtschaftlich‘, ‚rückständig‘ und ‚undemokratisch‘ gelten. (Hall 2018: 142-146; Trautsch 2017)

das Feld der ethnologischen Museen hinaus erweitert, auf das sie derzeit konzentriert ist“ (Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt 2022), ist das 2019 ins Leben gerufene Berliner Projekt *Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt* (kurz: *Dekoloniale*). Aus mehrerlei Hinsicht kann das Projekt als „Modellprojekt“ (ebd.) im Bereich städtische Dekolonisierung betrachtet werden: hingegen einer häufigen Top-Down Strategie (siehe die Verhandlungen zum Genozid an den Herero und Nama (Rühle 2021)) wird das Projekt zum großen Teil von der Zivilgesellschaft, Nachfahr*innen Kolonisierter und seit langer Zeit aktiver Akteur*innen in Berlin geprägt (Stadtmuseum Berlin 2019) und von politischer Seite unterstützt. Zudem fasst das Projekt Kolonialismus nicht – wie lange Zeit verbreitet – als punktuelles, vergangenes Ereignis auf (vgl. Eckardt/Hoerning 2012; vgl. Ha 2014), dem in vereinzelt Denkmälern oder Straßennamen in der Stadt erinnert wird, sondern betont eine „globale Verflechtungsgeschichte“ (Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt 2022) und die gesellschaftliche Dimension einer Dekolonisierung. Mit diesem tiefgreifenden Dekolonisierungsverständnis im urbanen Raum erhofft sich das Projekt „eine Signalwirkung auch für andere Städte und Kommunen in Deutschland und europaweit.“ (Stadtmuseum Berlin 2019). Ob diese Signalwirkung in anderen Städten angekommen ist, bleibt fraglich. Wirft man beispielsweise einen Blick in die österreichische Hauptstadt Wien – meinem derzeitigen Wohnsitz –, muss man nach einem umfassenden Dekolonisierungsprojekt wie in Berlin lange suchen. Zwar haben die *Black Lives Matter* Proteste im Jahr 2020 Diskussionen zu Themenfeldern wie Rassismus, koloniale Spuren in der Stadt, der Umgang mit Denkmälern wie dem Karl Lueger² Denkmal oder die Verantwortung von Museen aufgebracht (Erhardt 2021; INOU/Spanbauer/Stuiber 2021). Die Auseinandersetzung mit Österreichs kolonialer Verantwortung bleibt jedoch weiterhin eher marginal und kommt nur recht langsam in Bewegung – insbesondere auf politischer Ebene (Erhardt 2021; Weiss/von Usslar/Müller 2021). Meist sind es Personen oder Gruppen aus der Zivilgesellschaft, häufig mit migrantischem und aktivistischem Hintergrund, die seit längerem versuchen, Aufmerksamkeit für die Thematik der kolonialen Erinnerungskultur in Wien zu erlangen, beispielsweise die bereits 2005 gegründete *Recherchegruppe Schwarzer Geschichte Österreich* oder das *Kollektiv Trenza* (Haselmayer 2020a). Dabei greifen sie auf diverse Methoden und Strategien, wie Aktivismus, künstlerische Interventionen, Straßenaktionen oder Stadtspaziergänge

² Karl Lueger (1844-1910) war von 1897 bis 1910 Bürgermeister von Wien. Er trug maßgeblich zur Verbreitung von Antisemitismus bei und fungierte als Schlüsselfigur für Adolf Hitler (Wien Geschichte Wiki 2022). Weitere Informationen zur aktuellen Debatte um sein Denkmal u. a. von Austria Presse Agentur (2021).

zurück. Was ebenso häufig in anderen deutschsprachigen Städten im Zuge von Dekolonisierungsbestrebungen – jedoch bislang nicht in Wien – zum Einsatz kommt, ist die Kartierung (post-)kolonialer Kontinuitäten (vgl. u. a. Cooperaxion 2020; DRESDENpostkolonial 2021; frankfurt postkolonial 2021). So beispielsweise auch im Berliner Projekt *Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt*, welches auf seiner Webseite begonnen hat, dekoloniale Geschichte(n) in einer interaktiven Karte einzubetten. Meine erste Reaktion beim Betrachten der Karte – und womöglich auch vieler anderer Menschen – war: „Die steht ja auf dem Kopf!“ Denn Südafrika ist in der Karte ‚oben‘ und Schweden ‚unten‘. Und auch sonst entspricht sie nicht den normativen Vorstellungen eines herkömmlichen Stadtplans mit einer Draufsicht, Straßen, Plätzen, wichtigen Orientierungsorten etc., sondern macht Erinnerungsorte und -geschichten in ihrer „transkontinentalen Verflochtenheit“ (Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt 2022) auf einer Weltkarte sichtbar.

Mit solch einem, womöglich zunächst irritierenden, Ansatz, der die normativen Vorstellungen von Kartierung herausfordern möchte, ist die Karte des Berliner Projektes nicht allein. Zahlreiche Initiativen und Projekte aus verschiedensten Bereichen wie Umweltfragen, Landrechte, gesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen weltweit greifen auf die Methode des Kartierens zurück, um dominantes Wissen und vorherrschende Machtstrukturen herauszufordern und Alternativen sichtbar zu machen. Die Praxis des sogenannten *counter-mappings* gliedert sich in das Feld der Kritischen Kartographie ein und entwickelt sich ca. seit den 1980er Jahren zu einer global verbreiteten Methode (kollektiv organotango+ 2018). Wie erwähnt hat es vor dem Hintergrund der Dekolonisierung von Städten im deutschsprachigen Raum ebenso Anklang gefunden und wird von verschiedenen zivilgesellschaftlichen Organisationen verwendet. Eben diese Verknüpfung der genannten Themenfelder, das heißt der Dekolonisierung urbaner Räume und *counter-mapping* als Kartierungspraxis, wird in dieser Arbeit thematisiert und anhand von bereits realisierten Fallbeispielen sowie Interviews zum Wiener Kontext analysiert. Bevor zur genauen Forschungsfrage, dem Forschungsstand, methodischem Vorgehen sowie dem Hauptteil übergegangen wird, sollen vorweg einige Hinweise zu Schreibweisen in dieser Arbeit erwähnt werden.

Grundsätzlich bin ich davon überzeugt, dass mit Sprache gesellschaftliche Werte und Normen gelernt, transportiert und reproduziert werden. Mit dem Versuch, eine möglichst diskriminierungsfreie Sprache zu verwenden, nehme ich hier Bezug auf gendersensible Sprache sowie Schreibweisen sozialer und gesellschaftlicher Zugehörigkeiten.

Mit dem Genderstern ‚*‘ im folgenden Text sollen weibliche*, männliche* sowie alle nicht-binären Geschlechtsidentitäten sichtbar gemacht werden. Der Stern nach einer Kategorie wie z. B. Frau* oder weiblich* soll auf die Konstruiertheit der Kategorie hindeuten. In diesem Falle sind alle gemeint, die sich in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität als Frau* begreifen und als solche wahrgenommen werden möchten - unabhängig des bei der Geburt zugewiesenen Geschlechts (Bökle et. al. 2016: 92)

Die Bezeichnungen Schwarz und *weiß* sind nicht als biologische Merkmale von Menschen, also Hautfarbe aufzufassen, „sondern beschreiben ihre Position als diskriminierte oder privilegierte Menschen in einer durch Rassismus geprägten Gesellschaft.“ (Bökle et. al. 2016: 92) Schwarz als politische Selbstbezeichnung betont mit der Großschreibung den Widerstandscharakter des Wortes. *Weiß* hingegen wird klein geschrieben. Es ist keine Selbstbezeichnung *weißer* Menschen, sondern bezeichnet eine meist unbenannte, dominante Position, die mit Macht und Privilegien einhergeht. Die Kursivschreibung verdeutlicht den Konstruktionscharakter (ebd.).

Des Weiteren werden im Zuge einer möglichst diskriminierungsfreien Sprache Fremdbezeichnungen für Schwarze Menschen wie das N*- und M*-Wort nicht ausgeschrieben (Unterweger 2020).

Zitierte Autor*innen werden zumeist geopolitisch verortet, um eine grobe Einbettung in den Wissenschaftskontext vorzunehmen. Dabei sollte beachtet werden, dass es sich zumeist um Fremdzuschreibungen handelt, die auf der konstruierten Idee von Nationalitäten bauen, gleichzeitig aber wirkmächtig sind (Dhawan/Castro Varela 2020: 266).

Eine Reflektion meiner eigenen intersektionalen Positionierung und Verortung im Forschungsfeld werde ich in Kapitel 1.4.2 vornehmen.

1.1 Thema der Arbeit und Forschungsfrage

Die vorliegende Arbeit fasst die grundsätzlich unabhängigen Themenblöcke des Dekolonisierens urbaner Räume sowie die Praxis des *counter-mappings* ins Auge. Nachdem kritische Kartierungspraktiken vermehrt zum Aufzeigen kolonialer Kontinuitäten in deutschsprachigen Städten herangezogen werden, ergibt sich daraus die Forschungsfrage dieser Arbeit:

Inwiefern kann postkoloniales *counter-mapping* zur Dekolonisierung von urbanen Räumen beitragen?

Auf Basis verschiedener Unterthematiken und des Bezugs zu Wien dienen zur Untergliederung der vorliegenden Arbeit folgende Unterfragen:

Welche theoretischen Verknüpfungen lassen sich zwischen der Kritischen Kartographie mit der Praxis des *counter-mappings* sowie der Dekolonisierung postkolonialer Städte ziehen?

Wie wurde postkoloniales *counter-mapping* in deutschsprachigen Städten bereits umgesetzt?

Wie stehen Akteur*innen, die sich in Wien mit kolonialen Kontinuitäten befassen, zu postkolonialem *counter-mapping*?

1.2 Forschungsstand und Relevanz der Arbeit

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit drei großen Themenblöcken, die miteinander in Verbindung gesetzt werden. Dabei spielt zunächst das Überthema Kolonialismus eine Rolle, mit dem Fokus auf den deutschsprachigen Raum sowie insbesondere dem Beispiel Wiens. Post- und dekoloniale Ansätze setzen sich mit kolonialen Strukturen aus einer kritischen Perspektive auseinander und bilden ebenso einen ausschlaggebenden Theoriehintergrund der Arbeit. Der zweite Bereich, auf dem die Arbeit aufbaut, ist das Forschungsobjekt urbaner Raum, welches im Zuge postkolonialer Stadtforschung mit der vorangegangenen Thematik verknüpft wird. Im dritten Themenblock wird auf die Kritische Kartographie sowie *counter-mapping* als Praxis zurückgegriffen.

Kolonialismusforschung blieb innerhalb den westlichen Geschichtswissenschaften lange Zeit ein blinder Fleck. So ist es nicht, wie vielleicht zu erwarten, ein etabliertes wissenschaftliches Themenfeld seit der Kolonialzeit, sondern hat sich erst seit den 1980er Jahren verbreitet, als die koloniale Herrschaft der meisten Kolonialmächte bereits zu Ende war. Durch den Einfluss von Literaturwissenschaften und Ethnologie wurde das Interesse von Historiker*innen am Themenbereich stark beeinflusst und Kolonialismusforschung bildete sich über die Jahrzehnte zu einem interdisziplinären Wissenschaftsfeld heraus. Neben den erwähnten Disziplinen ist die Auseinandersetzung mit Kolonialismus ebenso in Sozial- und Kulturwissenschaften verankert und zentrales Untersuchungsobjekt der post- und dekolonialen Theorien. (Cooper 2005: 1-17)

Im deutschsprachigen Raum, das heißt Deutschland, der Schweiz und Österreich und ist die Beschäftigung mit Kolonialgeschichte bislang unterschiedlich intensiv verlaufen. Dies mag

auch daran liegen, dass die Schweiz sowie Österreich in den Kolonialismus involviert waren und von den kolonialen Strukturen profitierten, jedoch keine außereuropäischen Kolonien beherrschten – im Gegenzug zu Deutschland (vgl. Bürger 2017; Purtschert/Falk/Luthi 2012; Sauer 2002c). In Deutschland hat sich v. a. in den letzten zwei Dekaden das Forschungsfeld differenziert und wurde populärer, was laut der deutschen Historikerin Christiane Bürger (Bürger 2017: 9, 18f.) vorwiegend mit den zunehmenden Debatten und Verhandlungen zum deutschen Genozid an Herero und Nama im heutigen Namibia zusammen hängt. In der Schweiz hingegen wird die koloniale Verantwortung erst seit einigen Jahren wissenschaftlich thematisiert und insbesondere durch junge Historiker*innen angestoßen (Brändli 2015; Purtschert/Falk/Luthi 2012).

Auch in Österreich war das Forschungsinteresse an der eigenen Kolonialgeschichte lange Zeit limitiert. Zwar setzen sich Geschichtswissenschaftler*innen seit den 1990er Jahren verstärkt damit auseinander, Kolonialismus wurde jedoch zunächst stets als isoliertes Phänomen aufgefasst – trotz unterschiedlicher Nachweise einer gesamtkolonialen Einbettung. Dass Österreichs Kolonialgeschichte im Zusammenhang mit europäischen Machtkonstellationen und auf globaler Ebene verstanden werden muss, ist mittlerweile unbestreitbar. (Loidl 2012: 6ff.) Wichtige Arbeit dazu leistete insbesondere der Historiker Walter Sauer, der dies in verschiedenen Publikationen detailreich aufarbeitet (Sauer 2002a, 2002b, 2002c).

Ebenso wie die Kolonialismusforschung ist auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der postkolonialen Stadt im deutschsprachigen Raum ein neueres Forschungsfeld. Während die Verknüpfung post- und dekolonialer Theorien mit der kritische Stadtforschung ihren Ursprung im englischsprachigen Raum hat (vgl. King 1990; Yeoh 2001), tauchte sie erst in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum auf. Zu erwähnen ist dabei u. a. die Arbeit *Postkoloniale Städte* des Stadtforschers Frank Eckardt und der Stadtsoziologin Johanna Hoerning (2012), beide in Deutschland verortet, in der sie die koloniale Erinnerungskultur in deutschen Städten analysieren und Forderungen an eine postkoloniale Auseinandersetzung mit der Stadt stellen. Auch der Beitrag *Perspektiven urbaner Dekolonisierung: die europäische Stadt als 'Contact Zone'* der deutschen Stadtforscherin Noa Ha (2014) betont die Verwobenheit von Kolonialismus, Rassismus und urbanem Raum und ebnet Wege für eine Dekolonisierung.

Überdies ist auch die wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas *counter-mapping* bislang eher begrenzt. Dies liegt zum einen daran, dass auch das Feld der Kritischen Kartierung,

worin sich *counter-mapping* eingliedert, erst seit den 1980er Jahren entwickelt am entstehen ist. Zum anderen lässt sich *counter-mapping* als Praxis der Kritischen Kartierung verstehen, weswegen eine wissenschaftliche Einbettung häufig nicht gegeben ist (Rundstrom 2009: 314f.). Gleichwohl gibt es Veröffentlichungen, die *counter-mapping* aus wissenschaftlicher Sicht in diversen Kontexten bearbeiten, beispielsweise aus dem Feld von Umweltfragen und Landrechten (Hodgson/Schroeder 2002; Peluso 1995; Wainwright/Bryan 2009), Migration (Campos-Delgado 2018; Tazzioli 2015) oder verschiedenen urbanen Themen wie Mobilität (Taylor/Hall 2013) oder Wohnraum (Maharawal/McElroy 2018). Obgleich *counter-mapping* teilweise vor einem kolonialen Hintergrund reflektiert wird und mit der Frage einer dekolonisierenden Praxis einhergeht (Boatcă 2021), passiert dies vorwiegend im Zuge indigenen *counter-mappings* (Hunt/Stevenson 2017; Peluso 1995).

Konkret bedeutet dies, dass über die Beziehung zwischen *counter-mapping* und der Dekolonisierung urbaner Räume noch Unklarheit herrscht. Insbesondere in Anbetracht vermehrt aufkommender Forderungen nach der Dekolonisierung von Städten ist diese Thematik von Relevanz und soll in dieser Arbeit diskutiert werden.

1.3 Vorgehen und Aufbau der Arbeit

Zunächst werden die allgemeine theoretische Verortung sowie die Methodik der vorliegenden Arbeit aufgezeigt. Neben der Literaturrecherche zum Theorieteil wird hierbei das methodische Vorgehen mit den ausgewählten Fallbeispielen sowie der durchgeführten Interviews (Kapitel 1.4.1) beschrieben.

Der inhaltliche Teil gliedert sich in den theoretischen Hintergrund (Kapitel 2) und die Untersuchung der praktischen Umsetzung von *counter-mapping* (Kapitel 3). In Kapitel 2.1 wird das Thema Kolonialismus (Kapitel 2.1.1) und der österreichische kolonialgeschichtliche Hintergrund (Kapitel 2.1.2) abgehandelt. Post- und dekoloniale Theorien stellen den Fokus des anschließenden Kapitels (2.2) dar und werden jeweils in ihrer Entstehung, den Inhalten und Kritikpunkten sowie Überschneidungen dargelegt (Kapitel 2.2.1-2.2.2) dargelegt, um nachfolgend gemeinsame Aspekte wie die epistemische Gewalt (Kapitel 2.2.4) und Dekolonisierung (Kapitel 2.2.5) und herauszuarbeiten. In Kapitel 2.3 wird auf den Themenbereich urbaner Raum eingegangen, im spezifischen der Stadtforschung (Kapitel 2.3.1) aus postkolonialer Perspektive (Kapitel 2.3.1.1) sowie dem kritischen Zugang zu Raum (2.3.2). Eine ausführliche Darstellung kritischer Zugänge zu Karten folgt in Kapitel 2.4. Dieses umfasst die allgemeine Geschichte der Kartographie, die Entwicklung der Kritischen

Kartographie sowie deren zentrale Inhalte. Da im Speziellen die kritische Kartierungspraxis des *counter-mappings* für diese Arbeit relevant ist, werden in Kapitel 2.4.4 im Detail Hintergründe, das Begriffsverständnis, Methoden und Ziele sowie Herausforderungen beleuchtet.

Dem theoretischen Teil schließt sich mit Kapitel 3 der Schwerpunkt auf die praktische Umsetzung postkolonialen *counter-mappings* mit dem Fokus auf Wien an. Hierbei werden vorerst drei ausgewählt Fallbeispiele dokumentiert (Kapitel 3.1) und diese dann vor dem theoretischen Hintergrund zusammengeführt und diskutiert (Kapitel 3.1.4). In Kapitel 3.2 wird der Frage von potentiell *counter-mapping* in Wien nachgegangen und dafür hauptsächlich die Interviews ausgewertet. Zunächst wird Wien als postkoloniale Stadt und die Gestaltung einer Dekolonisierung konkretisiert. Meinungen und Ideen zu postkolonialem *counter-mapping* in der Stadt werden anschließend umschrieben. Die theoretischen Überlegungen des Kapitels 2 und die praktischen Erkenntnisse von Kapitel 3 werden sodann zusammengeführt und interpretiert (Kapitel 3.3).

In der abschließenden Conclusio (Kapitel 4) werden die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst und ein Ausblick auf weiterführende Forschungsvorhaben gegeben.

Einen inhaltlichen Überblick über die einzelnen Themenbereiche sowie das Zusammenführen dieser entlang der Forschungsfragen verdeutlicht die folgende Abbildung:

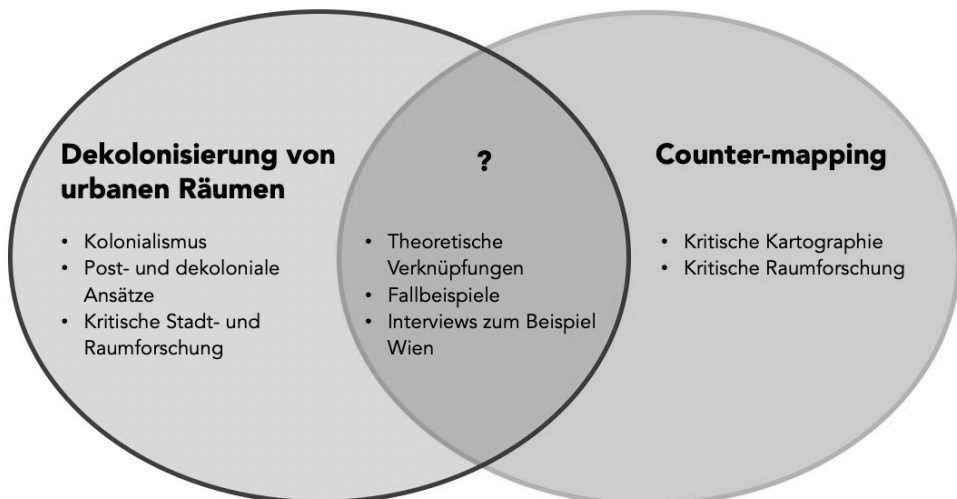


Abbildung 1: Themenbereiche der vorliegenden Arbeit (eigene Darstellung)

1.4 Theoretische Einbettung und Methodologie

Die wesentlichen theoretischen Hintergründe dieser Arbeit stellen post- und dekoloniale Ansätze sowie die Kritische Kartographie und Raumforschung dar. Während die Ansätze ausführlich im Laufe der Arbeit dargestellt werden, nimmt der folgende Abschnitt eine knappe Einordnung vorweg.

Grundsätzlich bewegt sich diese Arbeit innerhalb der kritischen Theorie sowie konstruktivistischer Ansätze. Wahrgenommene Realitäten sind im Konstruktivismus sozial konstruiert und verortet sowie kontextspezifisch (Punch 2016: 61ff.). Dies verdeutlicht sich beispielsweise im kritischen Raumverständnis (s. Kapitel 2.3.2), aber auch in der Auffassung von Karten, die je nach sozialem Hintergrund unterschiedlich gelesen werden (s. Kapitel 2.4.3). Zentral ist es gleichermaßen, Wissen nicht als gegeben und objektiv zu betrachten, sondern die Bedingungen der Wissensproduktion und -anwendung kritisch zu hinterfragen. Diese Form der Auseinandersetzung mit Epistemologie zieht sich durch die theoretischen Bereiche dieser Arbeit: Post- und dekoloniale Ansätze machen insbesondere auf die global ungleich verteilte Wissensproduktion sowie Objektivierung westlichen Wissens aufmerksam (s. Kapitel 2.2). Die Kritische Kartographie (s. Kapitel 2.4) knüpft daran an und zeigt diverse Formen von Kartenwissen auf. Dabei sind es insbesondere feministische Geograph*innen und Wissenschaftler*innen, die den Fokus auf situiertes Wissen setzten und damit verdeutlichen, wie Wissen begrenzt ist.

1.4.1 Methoden

Methodisch wird zur Beantwortung der Forschungsfragen zum großen Teil auf Literaturrecherche zurückgegriffen und mit der Verwendung qualitativer Methoden zur Analyse der praktischen Umsetzung von *counter-mapping* ergänzt.

Die Literaturlauswertung fokussiert die theoretischen Bereichen dieser Arbeit: Kolonialismus sowie der dazugehörige österreichische Kontext, post- und dekoloniale Ansätze, kritische Stadtforschung und Kritische Kartographie sowie *counter-mapping*. Dabei werden allgemeinere Handbücher sowie zahlreiche Monographien, Fachartikel und Aufsätze in digitaler sowie physischer Form herangezogen. Die einzelnen theoretischen Blöcke sind nach folgenden Fragen strukturiert: Welchen historischen und theoretischen Hintergrund hat dieser Ansatz? Was sind die zentralen Fragestellungen und Aussagen? Welche Kritikpunkte und Herausforderungen tauchen auf? Ebenso werden jeweils Überschneidungen und

Verknüpfungen mit den anderen Theorieansätzen aufgezeigt, um die Kompatibilität dieser zu veranschaulichen und damit zum Forschungsinteresse beizutragen.

Neben der Theorie stützt sich die Beantwortung der Forschungsfrage zum einen auf die Untersuchung von Fallbeispielen sowie die Durchführung und Auswertung von Expert*inneninterviews.

Als Fallbeispiele dienen bereits existierende postkoloniale *counter-mapping* Projekte in deutschsprachigen Städten, die analysiert und verglichen werden. Bei der Recherche nach passenden postkolonialen Kartierungsprojekten im deutschsprachigen Raum wurde den zivilgesellschaftlichen postkolonialen Netzwerken der Städte nachgegangen, eine Link-Sammlung davon ist auf der Webseite *freiburg-postkolonial.de* (2021). Auf den Webseiten zahlreicher Gruppen finden sich häufig Stadtpläne zur jeweiligen Stadt. Die Gestaltung dieser Karten ist dabei sehr unterschiedlich und reicht von Markierungen in *Google Maps* oder *open street map*, Karten im Printformat bis hin zu speziell gestalteten, interaktiven Onlinekarten. Die drei Kartierungsprojekte, die in dieser Arbeit vorgestellt werden, stammen aus München ([muc] münchen postkolonial 2021a), Kassel (kassel postkolonial 2021) und Bern (Cooperaxion 2020) und reihen sich in das Format der digitalen Karten ein. Allesamt sind sie als Onlinekarte auf den jeweiligen Webseiten abrufbar und als interaktive Karten konzipiert. Außerdem haben sie gemeinsam, dass sie auf den ersten Blick nicht unbedingt den westlichen Vorstellungen einer Karte entsprechen und in Kontrast zu einem herkömmlichen Stadtplan stark abstrahiert dargestellt sind (siehe Abbildungen 3-5). Dies unterscheidet sie auch von zahlreichen anderen Stadtplänen postkolonialer deutschsprachiger Gruppen, die auf herkömmliche Karten und Stadtpläne, wie *Google Maps* oder *Open Street Map* zurückgreifen. Aufgrund des dekonstruierenden und kritischen Ansatzes lassen sich die ausgewählten Beispiele in die Praxis des *counter-mappings* eingliedern und sind folglich für diese Arbeit von besonderem Interesse. Ein weiterer Aspekt, der die Auswahl der Fallbeispiele bestärkte, waren die jeweiligen Städte der Kartierungsprojekte. So wie auch Wien bislang kaum mit Kolonialgeschichte in Verbindung gebracht wird (s. Kapitel 2.1.2.1, 3.2.1), werden auch Bern, Kassel oder München im öffentlichen Diskurs nicht als zentrale Orte kolonialer oder imperialer Geschichte genannt – im Gegenzug zu beispielsweise Hamburg wegen seiner bedeutsamen Einbindung als Hafenstadt in den Kolonialhandel (vgl. Eckardt/Hoerning 2012). Als Quelle der Analyse dienen die Karten selbst, sowie dazugehöriges Hintergrundmaterial der Organisationen und Zeitschriftenbeiträge zu den Projekten.

Während diese Fallbeispiele bereits realisierte Kartierungen zeigen, geht es im Wien-spezifischen Teil um das mögliche Potential eines solchen postkolonialen *counter-mapping* Projekts für die Stadt. Als Quelle dienen hierfür zum einen eigens durchgeführte Expert*inneninterviews mit Personen der Zivilgesellschaft, die bereits zu post- und dekolonialen Ansätzen in Wien arbeiten und folglich eine Einschätzung der Dekolonisierung in der Stadt sowie das Potential eines postkolonialen Kartierungsprojektes vornehmen können. Sicherlich gäbe es auch potentielle Interviewpartner*innen in politischen Funktionen wie der Stadtregierung, die sich mit koloniale Kontinuitäten der Stadt auseinandersetzen oder an Kartierungsprojekten beteiligt sind. Da in dieser Arbeit jedoch eine Orientierung an einem bottom-up Ansatz von *counter-mapping* (s. Kapitel 2.4.4), also einer gegen-hegemonialen Praxis, die Machtasymmetrien und hegemoniale Wissensproduktion herausfordert, erfolgt, beschränkt sich die Auswahl der Interviewpartner*innen auf zivilgesellschaftliche und aktivistische Akteur*innen.

Eine Analyse der Interviews wurde anhand einer qualitativen Inhaltsanalyse durchgeführt. Zudem existiert für einige der untersuchten Aspekte, beispielsweise koloniale Spuren im Stadtraum Wien, Literatur aus wissenschaftlichen sowie aktivistischen Kontexten. Diese dienen als Ergänzung zu den Interviewmaterialien.

Die Auswahl der Interviewpartner*innen erfolgte durch das Schneeballsystem. Zunächst fertigte ich eine Liste mit potentiellen Personen und Gruppen, die ich bereits aus meinem akademischen Kontext oder von Veranstaltungen kannte, an und recherchierte zu den Schlüsselwörtern des Forschungskontexts weitere Akteur*innen in Wien. Nach detaillierterer Recherche zu den Aktivitäten und Hintergründen der Personen wurden diese nach Nähe zur Forschungsfrage priorisiert. Ich begann, nach und nach potentielle Gesprächspartner*innen anzufragen und diese zu interviewen und erfragte dabei auch stets weitere Akteur*innen aus dem jeweiligen Kontaktkreis. Dabei wurden mir auch unbekannte Personen weiterempfohlen, jedoch stellte sich nach mehreren Interviews eine Sättigung ein und die empfohlenen Personen wiederholten sich. Insgesamt wurden sechs Interviews mit folgenden Personen durchgeführt:

- Carla Bobadilla: Bildende Künstlerin, Lehrbeauftragte Akademie der Bildenden Künste, Universität Wien und Alpen Adria Universität; Gründungsmitglied *Decolonizing in Vienna*
- Hanna Hacker: Historikerin, Soziologin, Entwicklungsforscherin; Dozentin Universität Wien
- Petz Haselmayer: Künstler*in, Lehrer*in, Gründungsmitglied *Decolonizing in Vienna*

- Simon Inou: Journalist, Medienkritiker, Aktivist
- Jenny Marcella Torres Heredia: Sozialwissenschaftlerin, Lehrbeauftragte Universität Wien, Aktivistin, Mitglied des Kollektivs *Antikoloniale Interventionen in Wien* sowie *Decolonizing in Vienna*
- Anonyme Person

Neben den interviewten Personen wurden drei weitere Akteur*innen angefragt, die allerdings wegen Zeitmangels ein Interview ablehnten. Diese waren: *Black Voices Volksbegehren*, Walter Sauer (Historiker, Autor) und Belinda Kazeem-Kaminski (Künstlerin, Autorin, Wissenschaftlerin).

Aufgrund der derzeitigen Covid-19-Pandemie fanden die Interviews zum großen Teil digital via Skype oder Zoom statt. Zwei der Interviewpartner*innen traf ich für das Interview persönlich. Bei allen Interviews wurde das Audio aufgezeichnet und anschließend transkribiert.

1.4.1.1 Expert*inneninterview

Das sogenannte Expert*inneninterview ist eine qualitative Erhebungsmethode, die häufig in Form von Leitfadeninterviews durchgeführt wird. Der Begriff ‚Expertin‘ bzw. ‚Experte‘ wird im sozialwissenschaftlichen Kontext diskutiert, da er relational zu einem bestimmten Wissensgebiet ist. Während teilweise ein sehr weites Begriffsverständnis vorherrscht, z. B. jede*r ist Expert*in für das eigene Leben, erfolgt hier eine Orientierung an Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014: 118-126), die den Begriff der Expertin bzw. des Experten für Personen verwenden, welche über ein spezifisches Rollenwissen verfügen, dieses zugeschrieben bekommen oder in Anspruch nehmen. Bogner, Littig und Menz (2014: 14f.) heben zudem hervor, dass die Rolle der Expertin bzw. des Experten stets mit einem Machtaspekt verbunden ist, da das Wissen für andere handlungsleitend ist. Expert*innen prägen Perspektiven und Begrifflichkeiten bestimmter Diskurse in der Gesellschaft und sind folglich von Relevanz für empirische Forschungsprojekte. Expert*inneninterviews können verschiedene Wissensformen beinhalten: technisches Wissen, Prozesswissen und Deutungswissen (ebd.: 17-22). In dieser Masterarbeit sind insbesondere das Prozess- sowie Deutungswissen relevant, da es zum einen um Strukturen, Ereignisse und Interaktionen im postkolonialen Wien geht und zum anderen die subjektive Relevanz und Interpretation in Bezug auf die Dekolonisierung und postkoloniales *counter-mapping* in der Stadt in den Fokus rückt.

Zur Durchführung der Interviews wurde ein strukturierter Fragenleitfaden entwickelt, der dazu diente, dem spezifischen Erkenntnisinteresse näher zu kommen. Die Fragen waren den

Interviewten nicht bekannt – bis auf eine Person (Anonyme), die den Leitfaden vor dem Interview einsehen wollte. Nach den ersten durchgeführten Interviews wurde um Rückmeldung zu den Fragen gebeten und diese teilweise noch einmal angepasst.

1.4.1.2 Qualitative Inhaltsanalyse

Zur Analyse der Interviews diente die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse. Ziel davon ist es, das Material, also hier die Interviews, strukturiert zu analysieren und damit zur Beantwortung der Forschungsfrage beizutragen (Mayring 2010: 11). Die Kategorienbildung erfolgte zunächst deduktiv, das heißt, aus der bereits erarbeiteten theoretischen Einbettung dieser Arbeit wurde ein Kategoriensystem herausgearbeitet. Bei der Strukturierung und Analyse des Materials wurden weitere Kategorien ergänzt und das Kategoriensystem überarbeitet. Somit kam es zur Anwendung einer Mischform der deduktiven und induktiven Kategorienbildung, wie es auch Gläser und Laudel (2010: 199-206) vorschlagen. Damit kann im Prozess die Textauswertung offener und flexibler gestaltet werden – im Vergleich zu Mayrings' Ansatz, der sich an einem gefestigten Kategoriensystem orientiert (ebd.). Die Interpretation erfolgte nach der Form einer inhaltlichen Strukturierung, bei der relevante Inhalte aus den Interviews herausgefiltert und zusammengefasst werden (Mayring 2010: 98).

1.4.2 Eigene Positionierung und Reflektion

Vor dem Hintergrund kritischer Ansätze, wie der post- und dekolonialen Theorie, erachte ich es gleichermaßen als zentral, meine eigene Positionierung als Forscherin in dieser Masterarbeit kritisch zu beleuchten. Dazu ziehe ich das Konzept ‚situated knowledges‘ (zu deutsch ‚situiertes Wissen‘) der US-amerikanischen Wissenschaftlerin und Denkerin Donna Haraway (1988) heran. Aus einer feministischen Perspektive heraus setzt sie sich mit wissenschaftlichen Objektivitätsansprüchen auseinander. Sie versteht dabei sogenannte feministische Objektivität als situiertes Wissen, welches stets in einem Kontext steht und verortet ist. Wissen ist nach ihrem Verständnis im Gegenzug zu vermeintlich universellem oder unabhängigem Wissen zeitlich und örtlich begrenzt sowie in Privilegien und die soziale Position der forschenden Person eingebettet. Das kritische Hinterfragen und die Dekonstruktion von dominanten Wissensansprüchen ist Teil davon und kann zur Offenlegung von Macht- und Herrschaftsstrukturen beitragen (Haraway, 1988).

(Post-)Koloniale Strukturen, welche in dieser Arbeit eine ausschlaggebende Rolle spielen, sind bis heute stark geformt von *weißen* Überlegenheitsansprüchen, rassistischen

Herrschaftsstrukturen und westlich geprägter Wissensproduktion. In diesem Kontext ist es von Relevanz, dass ich als *weiße*, junge Frau mit deutschem Pass aus einer zweifelsohne privilegierten Position im Rahmen meines Masterstudiums an der Universität Wien forsche und schreibe. Dabei ist mir zudem bewusst, dass meine eigene Situiertheit von intersektionalen Zuschreibungsformen geprägt ist und diese stets die Forschung beeinflussen. Folglich stellen sich auch Fragen zu meiner Position im Bezug zum Forschungsfeld. Obgleich ich derzeit nicht aktiv an Prozessen der Dekolonisierung in Wien, beispielsweise in aktivistischen Gruppen, beteiligt bin, interessiere ich mich für dekoloniale, urbane Bestrebungen über meine Masterarbeit hinaus und verfolge derlei Aktivitäten auch außerhalb des wissenschaftlichen Kontextes.

Im Rahmen dieser Forschungsarbeit strebe ich allerdings nicht an, mich aktiv in das zu beforschende Feld zu begeben und Teil davon zu werden und somit eher aus eine ‚outsider‘ (Smith, 2012: 138-142) Position zu forschen. Wie die neuseeländische Wissenschaftlerin Linda Tuhiwai Smith aufzeigt, impliziert eine ‚outsider‘ ebenso wenig wie eine ‚insider‘ Forschung Neutralität und Objektivität, sondern bedarf stetiger Reflektion und kritischem Hinterfragen von den Prozessen, Beziehungen, Daten und der Analyse (Smith, 2012: 138). Fragen wie ‚Inwiefern kann ich aus einer privilegierten *weißen* Position die Kämpfe Schwarzer Menschen unterstützen? Wer trägt die Verantwortung für die Dekolonisierung Wien und in welchen Räumen soll sie stattfinden? Wie kann ich Machtasymmetrien aufzeigen, ohne im Prozess neue zu erzeugen?‘ bringen zahlreiche Komplexitäten und Herausforderungen mit sich und stellen Diskussionsbedarf dar. Eine eindeutige Antwort zu geben soll nicht der Fokus dieser Arbeit sein, jedoch möchte ich die Bewusstmachung und stetige Reflektion im Prozess der Masterarbeit erwähnen.

2. Theoretische Hintergründe

Der erste Teil dieser Arbeit widmet sich den vier großen theoretischen Themenfeldern Kolonialismus und österreichische Kolonialgeschichte, Post- und dekoloniale Ansätze, urbaner Raum sowie die Kritische Kartographie mit der Praxis des *counter-mappings*. Im Laufe der Arbeit wird insbesondere durch Querverweise verdeutlicht, wie die verschiedenen Felder in Bezug zueinander stehen. Zudem bilden die theoretischen Abhandlungen die Grundlage für die Analyse der Fallbeispiele und Interviews im zweiten Teil.

2.1 Kolonialismus

Der folgende Abschnitt fokussiert sich zunächst darauf, was grundsätzlich unter Kolonialismus gefasst wird. In Abgrenzung dazu wird auch kurz auf den Begriff ‚Imperialismus‘ eingegangen, da dieser häufig in Zusammenhang mit Kolonialismus aufkommt. Im letzten Teil erfolgt eine Erläuterung der Rolle von Österreich in Anbetracht kolonialgeschichtlicher Entwicklungen. Insbesondere steht dabei die Frage im Fokus, inwiefern die Habsburgermonarchie koloniale Bestrebungen in Übersee als auch in Europa hatte.

2.1.1 Kolonialismus und Imperialismus

Laut dem deutschen Historiker Jürgen Osterhammel ist die mangelnde historische Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus mitunter ein Grund dafür, dass eine eindeutige Definition des Begriffs nicht vorherrscht. Er betont, dass unter ‚Kolonialismus‘ sehr viele verschiedene Erscheinungen fallen. Diese beschreiben, grob zusammengefasst, die Prozesse zwischen 1500 und 1920, durch die die Mehrheit der Gebiete und Menschen weltweit unter zumindest nominelle Kontrolle von Europäer*innen fielen (Osterhammel 2003: 7f.). Der ebenfalls deutsche Historiker und Afrikawissenschaftler Andreas Eckert verweist in seinem Versuch, Kolonialismus zu definieren, auf Osterhammel (A. Eckert 2006: 2) und ergänzt dies mit den folgenden Aspekten: Kolonialismus begann mit der iberischen Landnahme in Mittel- und Südamerika im 16. Jahrhundert und hatte seinen Höhepunkt zum Ersten Weltkrieg, wobei zu diesem Zeitpunkt circa die Hälfte des Festlandes der Erde von Kolonien bedeckt war.

Ein weiterer Aspekt, der die genauere Definition von Kolonialismus erschwert, ist die Vielfältigkeit und Komplexität verschiedener kolonialer Bestrebungen, welche in Macht- und Konkurrenzgeflechte eingebettet waren und sich auch im Laufe der Zeit verändert haben.

Eckert spricht dabei folglich auch von Kolonialismen im Plural (ebd.: 4). Auch Osterhammel verdeutlicht die Uneinheitlichkeit kolonialer Absichten:

Die koloniale Wirklichkeit war bunt, vielgestaltig, widerspenstig gegenüber anmaßenden imperialen Strategien, geprägt von den Absichten und Möglichkeiten der einzelnen Kolonialmächte, von großen Tendenzen im internationalen System. Kolonialismus muß von all diesen Aspekten her gesehen werden, gerade auch aus der Warte der Beteiligten und Betroffenen an Ort und Stelle. (Osterhammel 2003: 8)

Obgleich es sich bei Kolonialismus um ein „Phänomen von kolossaler Uneindeutigkeit“ (ebd.: 8) handelt, gibt es einige gemeinsame Aspekte, welche den unterschiedlichen Kolonialismen zu Grunde liegen: im Kolonialismus ging es stets um die Idee einer Gesellschaft, den eigenen angestammten Lebensraum zu expandieren (ebd.). Eckert nennt überdies Gewalt als zentralen Aspekt von Kolonialismus (A. Eckert 2006: 4). Eine genauere Eingrenzung um welche Formen von Gewalt es sich handelt lässt er dabei offen, möglicherweise aus dem Grund, dass es sich durchaus um zahlreiche verschiedene Formen von Gewalt wie epistemischer und körperlicher Gewalt handelte.

Osterhammel unternimmt den Versuch, dieses breite Begriffsverständnis in einer Definition, auf die auch in dieser Arbeit zurückgegriffen wird, festzuhalten:

Kolonialismus ist eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung von Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen. (Osterhammel 2003: 21)

Während in weiteren vorhandenen Definitionen von Kolonialismus eine territoriale Landnahme und Besiedlungen als Bestandteil aufgegriffen wurde (Ruthner 2003: 112ff.), lässt Osterhammel diese hier bewusst weg. Auch er selbst betont, dass zwar Kolonialismus und Kolonien zumeist Hand in Hand gehen, allerdings müssen auch Sonderfälle in Betracht gezogen werden, wie Kolonien ohne Kolonialismus oder Kolonialismus ohne Kolonien (Osterhammel 2003: 22). Kolonien versteht Osterhammel dabei als ein durch Invasion konstruiertes politisches Gebilde, „dessen landfremde Herrschaftsträger in dauerhaften Abhängigkeitsbeziehungen zu einem räumlich entfernten ‚Mutterland‘ oder imperialem Zentrum stehen, welches exklusive ‚Besitz‘-Ansprüche auf die Kolonien erhebt.“ (ebd.: 16)

Wie bereits erwähnt veränderten sich im Laufe der Jahrhunderte die kolonialen Strukturen und Ziele. Im frühneuzeitlich europäischen Kolonialismus stand vor allem die Etablierung von Kolonialreichen, das heißt die Besitznahme und Machtübernahme von mehreren – aus europäischer Sichtweise peripheren – Gebieten im Fokus. Im 19. und 20. Jahrhundert drifteten die Ziele und Interessen der Kolonialmächte auseinander und es kann nach

Osterhammel zwischen verschiedenen Stufen der Interessenssicherung unterschieden werden: Beim *formal empire*, also der kolonialen Herrschaft, werden die Herrscher*innen vor Ort durch eine fremdherrschaftliche Kolonialverwaltung ausgetauscht. Im *informal empire* hingegen, also der quasi-kolonialen Kontrolle, erfolgt kein Austausch der lokalen Machthabenden. Allerdings wird durch verschiedene Aktivitäten von Seiten der Kolonialmacht die Souveränität der kolonisierten Gesellschaft eingeschränkt. Dies kann u. a. durch ungleiche Handelsverträge, Abgesandte des ‚Mutterlandes‘ im kolonisierten Staat oder die rechtliche Sicherung von militärischer Stationierung fremder Truppen geschehen. Den dritten Grad beschreibt Osterhammel als nichtkolonialen ‚bestimmenden‘ Einfluss. Hierbei findet sich kein Herrschaftsverhältnis zwischen dem starken und dem schwachen Staat vor, jedoch kann die Kolonialmacht durch militärische und wirtschaftliche Überlegenheit in die Politik des schwächeren Staates eingreifen und diese beeinflussen (ebd.: 23-26).

Da der Begriff des Kolonialismus häufig im Zusammenhang mit Imperialismus auftritt, soll dargelegt werden, wie die beiden Begriffe zueinander stehen. Die bereits zitierten Autoren sind sich einig, dass Imperialismus breiter gefasst ist und folglich Kolonialismus eine spezielle Form des Imperialismus darstellt (vgl. A. Eckert 2006: 8; Osterhammel 2003: 27). Osterhammel merkt dazu jedoch an, dass Kolonialismus wohl die bedeutendste Erscheinungsform des Imperialismus ist (Osterhammel 2000: 223). Grundsätzlich kann Imperialismus als Ausübung von Macht, Einfluss und Kontrolle durch einen stärkeren Staat oder eine Machthaberin bzw. einen Machthaber über die eigenen Grenzen hinaus über einen schwächeren Staat oder ein schwächeres Volk begriffen werden (Akinola 2008: 468; A. Eckert 2006: 8). Ziel dabei ist es, die eigenen nationalstaatlichen Interessen des Imperiums zu verfolgen, seien es wirtschaftliche, politische oder strategische Bestrebungen oder reine Anerkennung (Akinola 2008: 473). Diese Auffassung lässt, im Gegensatz zum Kolonialismusverständnis, eine kulturelle und ethnische Hierarchisierung sowie Legitimationsgründe für die Machtausübung außen vor (Osterhammel 2000: 223). Der US-amerikanische Historiker Frederick Cooper zeigt auf, dass auch Imperialismus verschiedene Formen angenommen hat und bereits vor Kolonialismus in Erscheinung getreten ist, z. B. in Form von Eroberungen unter den Römer*innen, aber auch später im 19. Jahrhundert mit dem Freihandelsimperialismus unter Großbritannien oder im 21. Jahrhundert mit multinationalen Unternehmen (Cooper 2008: 468). Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass durch die Diversität an internationalen Beziehungen eine Zuordnung zu Imperialismus nicht immer eindeutig ist. Der Übergang von Verhältnissen zwischen ungleich stark Verbündeten zu einer „in

besonderem Maße asymmetrischen und gewaltnahen Form“ (Osterhammel 2000: 224) von Beziehung ist dabei fließend.

Wie deutlich wird, umfasst Imperialismus weitaus mehr Formen der Machtausübung als Kolonialismus. Imperialismus steht dabei in Verbindung mit dem Hervorbringen globaler Ungleichheitsstrukturen sowie eines weltweiten Staatensystems (Osterhammel 2003: 27). So handelt es sich bei Imperialismus nicht nur um Kolonialpolitik, sondern „Weltpolitik“ (ebd.: 27) wie Osterhammel verdeutlicht.

2.1.2 Kolonialismus und Österreich

2.1.2.1 Der österreichische Diskurs zu Kolonialismus

Die Auseinandersetzung der österreichischen Gesellschaft mit der eigenen Kolonialgeschichte ist ambivalent. So besteht das weitverbreitete Verständnis, Österreich bzw. die Habsburgermonarchie sei nie Kolonialmacht gewesen, und somit nicht an der Kolonialgeschichte beteiligt. Gleichzeitig herrscht bis heute, laut dem österreichischen Historiker Walter Sauer, eine koloniale Denkweise in Österreich vor. Der Frage einer kolonialen Beteiligung Österreichs wird u. a. von Sauer (vgl. Sauer 2002a, 2002c; Sauer 2008) schon länger nachgegangen und hat vor allem nochmals im Zuge der *Black Lives Matter* Proteste 2020 an Aufmerksamkeit gewonnen (vgl. z. B. Black Voices Volksbegehren 2021; Kamdem/Osei-Tutu 2021).

Dennoch ist die vermeintliche Nichtbeteiligung Österreichs am Kolonialismus tief in den Köpfen der Gesellschaft verankert, was sich durch einen Blick in die Geschichte erklären lässt. Während die Beteiligung Österreichs am Kolonialismus vor 1945 innerhalb nationalsozialistischer und deutschnationaler Diskurse gerühmt wurde, fand ab 1945 eine sehr starke Distanzierung statt und jegliche Beteiligung am Kolonialismus wurde verschwiegen. Sauer bringt in diesem Zusammenhang die sog. ‚These vom freiwilligen Verzicht‘ auf, die sich zum Zeitpunkt des Zerfalls der Habsburgermonarchie in Bezug auf den sog. Wettlauf um Afrika Ende des 19. Jahrhunderts etablierte (Gasser 2020). Der ‚Wettlauf um Afrika‘ bezeichnet die Hochphase des europäischen Kolonialismus, u. a. geprägt von der Berliner Kongokonferenz 1884/85, welche die Grundsteine für eine schnell voranschreitende europäische Kolonisierung Afrikas legte (Cooper 2008: 470). Aufgrund vorangegangener gescheiterter Kolonialambitionen der Monarchie, auf die in Kapitel 2.1.2.2 noch genauer eingegangen wird, wurde eine vermeintlich bewusste und moralisch überlegene Zurückhaltung im ‚Wettlauf‘ konstruiert. Dies bezeichnet die ‚These des freiwilligen

Verzichts'. Diese Argumentation wurde ab 1945 verstärkt propagiert und trug dabei zum neu aufgebauten Selbstverständnis von Österreich als vermeintlich neutraler und unschuldiger Staat bei. Ergänzend kam das ‚Entdeckungsparadigma‘ hinzu, welches sich ebenso zu Beginn des 20. Jahrhunderts herauskristallisierte. Dies wurde durch die wiederholte Erzählung, einzelne Personen, sog. Entdecker*innen oder Pionier*innen, hätten Forschungsreisen durchgeführt, bei denen das Kennenlernen neuer Kulturen sowie die Wissenschaft, auf keinen Fall jedoch politische oder koloniale Ziele dahinter standen, etabliert. Die komplexe Verwobenheit von Wissenschaft und kolonialen, politischen und ökonomischen Interessen, beispielsweise die Erkundung von Rohstoffvorräten, wird dabei ausgeblendet. Dies kann an einem, für die vorliegende Masterarbeit relevanten Beispiel verdeutlicht werden, welches von Walter Sauer aufgegriffen wird: Er nennt verschiedene österreichische Kartographen (u. a. Russegger, Höhnel oder Baumann), die während der Kolonialzeit aktiv waren und nun häufig für ihre kartographischen Leistungen gerühmt werden (vgl. Sauer 2002a: 7ff.). Sauer stellt dabei eine zentrale Frage:

War aber die kartographische, überhaupt nur für europäische Zwecke sinnvolle Erschließung des ‚dunklen Kontinents‘ – selbst wenn sie nicht explizit im Auftrag kolonialer Institutionen erfolgte – letztendlich nicht eine der wesentlichen logistischen Voraussetzungen auch der politischen und wirtschaftlichen Inbesitznahme Afrikas? (Ebd.: 9)

Obgleich dies an dieser Stelle nicht der Fokus sein soll, wird hier deutlich, dass Kartographie als ein Teilaspekt von Wissensproduktion in Machtverhältnissen, wie z. B. in kolonialpolitischen Kontexten, gelesen und verstanden werden muss und Karten nie neutral sind (s. Kapitel 2.4.1). Auch sonstige durchgeführte ‚Forschungsreisen‘ hatten zwar hauptsächlich (natur-)wissenschaftliche Ziele, die allerdings stark in den kolonialen Kontext eingebettet waren und z. B. von der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine als Deckmantel für koloniale Bestrebungen herangezogen wurden. Zudem wurden in der Literatur zur konstruierten ‚Entdeckungsgeschichte‘ neben Naturwissenschaftler*innen häufig auch Akteur*innen wie Missionierende, Ethnolog*innen oder Handelsleute einbezogen, welche durchaus kaum rein ‚wissenschaftliche‘ Interessen mit sich brachten (ebd.: 10).

Laut dem österreichische Historiker und Autor Simon Loidl wurden des Weiteren Kolonialbestrebungen innerhalb der Habsburger Monarchie lange Zeit als einzelne, isolierte Phänomene betrachtet, und eine größere Einbettung in die europäische Kolonialgeschichte dabei ausgelassen. Allerdings betont Loidl, im Einklang mit Sauer, dass es heutzutage genügend Forschung gibt, die aufzeigt, dass die Habsburger Geschichte aus gesamtkolonialgeschichtlicher Perspektive betrachtet und durchleuchtet werden muss. Es gibt zahlreiche

Indizien dafür, dass auf Seiten der Habsburgermonarchie Interesse an der Kolonialteilhabe bestand und auch erste Schritte dafür geplant und durchgeführt wurden (vgl. u. a. Feichtinger/Prutsch/Csáky 2003; Sauer 2008). Allerdings konnten diese Vorhaben aufgrund ökonomischer sowie innen- und außenpolitischer Tatsachen nicht ausgeweitet wurde (Loidl 2012: 10).

Im folgenden Abschnitt wird auf diese Nachweise und historischen Fakten genauer eingegangen. Dabei erfolgt eine Unterscheidung zwischen außereuropäischen Entwicklungen, welche sich in Form von informellem und kollektivem Imperialismus sowie vereinzelt territorialen Landnahmen materialisierten, und innereuropäischen Entwicklungen mit einem Fokus auf Binnenkolonialismus in Bezug auf Bosnien-Herzegowina.

2.1.2.2 Koloniale Bestrebungen in Übersee

Als möglichen Ausgangspunkt für die Frage von Kolonialbestrebungen der Habsburgermonarchie in Übersee vertritt Sauer eine klare Ansicht: „Alle europäischen Staaten waren im außereuropäischen Kolonialismus präsent und haben davon profitiert. Sie hatten nur nicht alle die gleiche Funktion.“ (Gasser 2020) Er betont, dass Österreich-Ungarn zwar nicht am ‚Wettlauf um Afrika‘ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aktiv beteiligt war, jedoch in seiner Geschichte, wie alle europäischen Staaten, stets kolonialpolitische Bestrebungen verfolgte (Sauer 2008: 214). Meist werden im Kontext überseeischer Kolonialbestrebungen diejenigen Länder genannt und untersucht, die eine staatliche Hoheit in anderen Kontinenten errichtet hatten; die übrigen Länder werden hingegen entlastet. Sauer macht hingegen deutlich, dass die Erklärung zur Kolonie lediglich der letzte Schritt war und in verschiedenen Stadien alle europäischen Staaten am Kolonialismus beteiligt waren. Dabei impliziert für ihn Kolonialismus „einen jahrhundertelangen Prozess der Destabilisierung von außereuropäischen Staaten und Gesellschaften“ (Gasser 2020).

Konkret zeigt Sauer drei verschiedene Facetten der Teilhabe der Habsburgermonarchie am europäischen Imperialismus auf: explizite Bestrebungen um Kolonien, die Beteiligung am kollektiven Imperialismus sowie die Beteiligung am informellen Imperialismus. Die Bestrebungen um Kolonien waren grundsätzlich vorhanden, allerdings blieben diese eher erfolglos. Die Monarchie hatte kaum bzw. nur für kurze Zeit die Herrschaft über Territorien in Übersee inne (s. Kapitel 2.1.2.2). Jedoch war sie aktiv an handelspolitischen Aktivitäten während der Kolonialzeit beteiligt, was der sog. ‚informelle Imperialismus‘ umfasst. Dieser stützt sich auf der These, dass der territorialen Landnahme und dem Aufbau von Kolonien häufig ökonomische Unternehmungen vorangehen. Es wird von *flag follows the trade*

gesprochen. Dies kann zum Beispiel durch Rohstoffabbau, internationaler Arbeitsteilung oder einer indirekten politischen Herrschaft über ein peripheres Gebiet geschehen, wie auch Osterhammel (s. Kapitel 2.1.1) aufgezeigt hat. Österreich-Ungarns Beteiligung am kollektiven Imperialismus, also gemeinsam mit anderen imperialen Mächten, war vor allem geprägt durch die Mitwirkung am sog. *Concert Européen*. Europäische Großmächte, zunächst Großbritannien, Frankreich, Österreich-Ungarn, Preußen und Russland, später auch das Osmanische Reich und Italien, formierten zwischen Beginn des 19. Jahrhunderts und des ersten Weltkrieges Sauer (2002c: 17ff.) ein „System multilateraler Interessensabstimmungen“ (ebd.: 18). Unter dem Deckmantel des Erhalts bzw. des Aufbaus politischer Stabilität und Ordnung, beispielsweise durch gemeinsame Konferenzen, wurde die europäische Vormachtstellung gesichert und eine „imperialistische Gesamtkoordination“ (ebd.: 18) verfolgt.

Im Folgenden werden die zentralen Kolonialaktivitäten des Habsburger Reiches chronologisch dargestellt und aufgezeigt, in welchen Formen die unterschiedlichen Facetten des europäischen Imperialismus jeweils auftreten.

Aspekte eines informellen Imperialismus in Form von handelspolitischen Interessen der Donaumonarchie in Übersee zeigten sich bereits Anfang des 18. Jahrhunderts. In Triest wurde 1719 ein Freihafen sowie 1722 die erste *Ostindien-Kompanie* in Oostende, mit dem Ziel, sich im Überseehandel zu profilieren, gegründet. Das Unternehmen errichtete beispielsweise Handelsstützpunkte an der indischen Koromandelküste und im chinesischen Kanton Guangzhou. Die *Ostindien-Kompanie* wurde auf Druck von Großbritannien und Holland 1732 aufgelöst und 1775 mit einem zweiten Anlauf als (zweite) *Ostindische Kompanie* gegründet. Die kleine Flotte war im Indischen Ozean unterwegs und erwarb 1777 von lokalen Führern ein Gebiet in der Delagoa Bay (heute Maputo, Mosambik), um eine Befestigung sowie Sklaven- und Elfenbeinexport zu etablieren und das Gebiet als österreichische Kolonie zu deklarieren. Dieses Projekt sowie weitere gegründete Stützpunkte in Mangalore und auf den Nikobaren waren jedoch nur von kurzer Dauer. Die Delagoa Bay wurde 1785 von Portugal zurück erobert und die Habsburger Monarchie fiel im Bereich des kolonialen Überseehandels im westeuropäischen Vergleich zurück. (Sauer 2017: 418)

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts standen außereuropäische Exportmärkte in China, Brasilien und Ägypten im Fokus der Außenhandelspolitik. Insbesondere Ägypten war für Handelskaufleute aus Österreich sowie Triester Großhändler*innen wegen seiner starken Wirtschaft und ausgebauten Handelsinfrastruktur, wie z. B. für Baumwollimport, interessant.

Als Ägypten jedoch politisch, wirtschaftlich und militärisch erstarkte, sah sich das sogenannte *Concert Européen*, also die europäischen Großmächte, bedroht und es kam zu multilateralen kolonialpolitischen Handlungen. 1840 wurde eine Militärintervention der europäischen Mächte gegen Ägypten durchgeführt, an der Österreich-Ungarn u. a. mit Kriegsschiffen beteiligt war. Die Schwächung Ägyptens ging einher mit einer Öffnung des osmanischen Raumes für den europäischen Export. Auch der Bau des Suezkanals Mitte des 19. Jahrhunderts wurde durch europäische Interessen vorangebracht und durch die Donaumonarchie beispielsweise mit finanzieller Beteiligung sowie Personal unterstützt. (Sauer 2002c: 22-36)

Während bislang vor allem durch politische und militärische Aktivitäten ein informeller Imperialismus in Kombination mit kollektivem Imperialismus in der Monarchie verfolgt wurde, änderte sich dies Mitte des 19. Jahrhunderts. Es begann eine Phase einer etwas aggressiveren Kolonialpolitik, welche u. a. zur Ablenkung von innerpolitischen Instabilitäten diente. In dieser Phase rückten Pläne für die Errichtung österreichischer Kolonien in Nord- bzw. Nordostafrika in den Fokus der Donaumonarchie. Insbesondere war der Sudan für politische Kreise von Interesse, da das Land als Tor zur darauffolgend geplanten Erschließung zentralafrikanischer Handelsmärkte sowie einer katholischen Missionierung dienen sollte. Die sogenannte Sudan-Mission etablierte vor allem im Süden des Landes Handelsstützpunkte und Missionsstationen. Unter dem Deckmantel der Mission wurden ‚afrikanische Sklavenkinder‘ ‚freigekauft‘, in die Missionsstationen oder nach Österreich gebracht und einer christlichen Erziehung unterzogen. Nach vermehrten Aufständen der lokalen Bevölkerung Anfang der 1860er Jahre zog sich die Monarchie aus dem Land zurück. (ebd.: 36-44)

Etwa zur gleichen Zeit wurden Pläne entwickelt, um auf der Route nach Süd- und Ostasien weitere Territorien, wie die Nikobaren oder die Insel Suqutra (heutiges Jemen) zum Aufbau von Kolonien und Stützpunkten in Besitz zu nehmen (Sauer 2017: 418f.). Zwar gab es dafür Expeditionen, allerdings wurde die erfolgreiche Umsetzung der Projekte aufgrund von internen Differenzen, mangelnder finanzieller Ressourcen sowie Gegenwehr der lokalen Bevölkerung verhindert. Dennoch zeigen diese Aspirationen auf, "wie stark maßgebliche Teile des neoabsolutistischen Systems bestrebt waren, koloniale ‚Versäumnisse‘ aufzuholen." (ebd.: 419)

In der Hochphase der Kolonisierung des afrikanischen Kontinents, dem ‚Wettlauf um Afrika‘, hielt sich die Donaumonarchie aufgrund innerstaatlicher Instabilitäten mit Kolonialaktivitäten zurück. Innerhalb der österreich-ungarischen Bevölkerung entwickelte sich jedoch ein

wachsendes Interesse an Kolonialthemen, nicht zuletzt bestärkt durch die Wiener Weltausstellung 1873. Es etablierten sich touristische Verbindungen nach Nordafrika und koloniale und rassistische Klischeevorstellungen festigten sich in der Öffentlichkeit. (Sauer 2002c: 55-58)

Ferner war die Donaumonarchie an verschiedenen europäischen Konferenzen, wie der Berliner Kongokonferenz 1884/85 oder der Marokko Konferenz 1906, beteiligt und ratifizierte und akzeptierte die Gebietsansprüche der anderen Länder (Sauer 2017: 419). Folglich ist hierbei hervorzuheben, dass „[k]oloniales Desinteresse [...] freilich nicht gleichbedeutend mit antikolonialer Politik“ (ebd.: 419) ist, sondern die Donaumonarchie mit der Beteiligung am kollektiven Imperialismus „an der Etablierung einer imperialistischen Weltordnung zugunsten der Kolonialstaaten Europas“ (Sauer 2008: 215) mitwirkte.

Zwar gab es um die Jahrhundertwende vereinzelte Interessen, doch noch Kolonien zu erwerben, eine geplante Eroberung einer Salomonen-Insel blieb allerdings erfolglos und bewirkte, dass auch weitere Eroberungspläne abgebrochen wurden. Auch bei der österreichisch-ungarischen Beteiligung an der Niederschlagung des Boxer-Aufstandes in China 1900/1901 erwarb die Monarchie dort ein nur 6 km² (Black Voices Volksbegehren 2021) großes Stück Land. Behaftet mit vor allem symbolischer Bedeutung war dieses bis 1914 in Besitz der Monarchie (Sauer 2008: 216). Sauer merkt dazu an: „Selbst diese unbedeutenden außenpolitischen Episoden verdeutlichen, das weder österreichisch-ungarische Entscheidungsträger noch die öffentliche Meinung den Erwerb von Kolonien grundsätzlich ablehnten.“ (ebd.: 216)

2.1.2.3 Binnenkolonialismus

Die Frage von binnenkolonialistischen Aktivitäten Österreich-Ungarns wird stark diskutiert. Verschiedene Historiker*innen setzen sich beispielsweise in dem Band *Habsburg postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis* (Feichtinger/Prutsch/Csáky 2003) mit der Frage auseinander, inwiefern in der Monarchie von Strukturen innerer Kolonisierung gesprochen werden kann (Prutsch 2003).

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie war ein sehr heterogener Vielvölkerstaat mit ethnischer Vielfalt, zahlreichen Sprachen, unterschiedlichsten staatlichen Traditionen und drei monotheistischen Weltreligionen (Feichtinger 2003: 16). Ob sich die angestrebte Homogenisierung in Form von Sprachpolitik, einheitlicher Architektur und den Bestrebungen nach einem Gesamtstaat als innengekehrte Kolonisierung verstehen lässt, wird von den

Autor*innen nicht einheitlich und eindeutig beantwortet (vgl. Feichtinger 2003; Ruthner 2003; Uhl 2003). Allerdings herrscht Einigkeit über den Sonderfall der Besetzung Bosnien-Herzegowinas 1878, welcher am ehesten als kolonialistisches Vorhaben eingeordnet werden kann (Prutsch 2003: 40). Das Gebiet wurde in Wiener politischen Kreisen als Kolonie betrachtet und zudem waren klare wirtschaftliche Interessen sowie ‚Zivilisierungsvorhaben‘ einer islamisch geprägten Gesellschaft vorhanden (Sauer 2008: 214). Heterogene Strukturen sollten vereinheitlicht und Österreich-Ungarn als Führungsmacht anerkannt werden (Prutsch 2003: 36). So trugen die militärische Besetzung, die Verwaltung und Kulturpolitik mit einer westlich, katholischen Mission durchaus koloniale Züge. Zur selbigen Zeit der Bosnien-Herzegowina-Eroberung erfolgte ein kolonialpolitischer Rückzug aus außereuropäischen Kolonialaktivitäten, welcher auch finanziellen und innerpolitischen Instabilitäten zugrunde lag. Somit kann der Fokus auf Bosnien-Herzegowina auch als Kompensation für fehlende Überseekolonien verstanden werden und wurde zu damaliger Zeit in politischen Kreisen so konzipiert und gewertet (ebd.: 42).

2.1.2.4 Resümee Kolonialismus und Österreich

Die vorangegangenen Erläuterungen verdeutlichen, dass Österreich in Bezug auf Kolonialismus zahlreiche historische Aktivitäten aufweist und eine Teilhabe an kolonialpolitischen Bestrebungen, außer- oder innereuropäisch, nachweisbar ist. Dies demonstriert sich u. a. im informellen Imperialismus, wie der Erschließung von Handelsmärkten und Routen in Übersee, sowie ein versuchter Aufbau von Handelsstützpunkten. Oder aber der aktiven Mitwirkung am kollektiven Imperialismus mit europäischer Machtausübung auf beispielsweise Ägypten oder der Aufteilung des afrikanischen Kontinents.

Während die territoriale Herrschaft über außereuropäische Gebiete wie der Delagoa Bay und den Nikobaren, meist erfolglos blieb oder nach kurzer Zeit scheiterte, und damit für die Monarchie selbst nur eine sehr geringe Bedeutung einnahm, entgegnet Walter Sauer, dass dies aus Perspektive der betroffenen Länder anders aussieht. Als Beispiel nennt er Mosambik, wo die österreichische Ostindien-Kompanie mehrere Jahre eine Kolonie aufbaute, Elfenbein- und Sklavenexporten in die Höhe gingen und damit die Region destabilisiert wurde und die Entwicklung des Landes nachhaltig beeinflusste (Gasser 2020). So ist hervorzuheben, dass die aufgezeigten Aktivitäten nur aus historischer Perspektive der Habsburgermonarchie skizziert wurden und nicht die erfahrenen Realitäten und Auswirkungen der betroffenen Regionen und Menschen widerspiegeln.

Um jedoch auf die Frage zurück zu kommen, inwiefern die Habsburgermonarchie als Kolonialreich bezeichnet werden kann, konstatiert Sauer: „Die Monarchie war zwar nicht wirklich ein Kolonialstaat – sie war aber auch keine antikonkoloniale Kraft“ (ebd.). Die eigenen kolonialpolitischen Bestrebungen scheiterten alle, wie erwähnt, aufgrund von militärischer Schwäche, Geldmangel oder innenpolitischen Krisen, was jedoch kein Hindernis dafür war, andere europäische Mächte bei der Kolonisierung afrikanischer Länder zu unterstützen oder innereuropäische Kolonialziele in Bosnien-Herzegowina zu verwirklichen.

Anschließend an die Erläuterungen zu Kolonialismus und dem österreichischen Kontext werden im Folgenden post- und dekoloniale Ansätze beleuchtet, um einen kritischen Blick auf Kolonialismus und dessen Kontinuitäten zu werfen.

2.2 Post- und dekoloniale Ansätze

Wir leben alle in einer postkolonialen Welt, nicht nur jene Menschen in und aus ehemals kolonisierten Gebieten. (A. Eckert/Randeria 2009: 11)

Der Prozess der Dekolonisation, also der Loslösung der Kolonien von europäischer Herrschaft und dem Zerfall der großen Kolonialreiche in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, bedeutete ein offizielles Ende der Kolonien und eine Neustrukturierung des internationalen Systems (Osterhammel 2003: 119). Trotz des Endes der Kolonialzeit prägen zahlreiche Effekte, Beziehungsmuster, Wissensformen und Machtverteilungen der Kolonialzeit bis heute das globale System – häufig wird dabei auch von Neokolonialismus gesprochen (A. Eckert 2006: 7). Obgleich, wie Osterhammel verdeutlicht, eine direkte Ursachen-Wirkung-Korrelation zwischen der „heutige[n] Krise des Südens, besonders des afrikanischen Kontinents“ (Osterhammel 2003: 124) und der europäischen Kolonialherrschaft zumeist kaum nachweisbar ist, bleiben koloniale Folgen wie Fremdbestimmung oder Ausbeutung in der postkolonialen Welt sichtbar und wirkmächtig. Mit eben diesen kolonialen Kontinuitäten setzen sich Vertreter*innen von postkolonialen und dekolonialen Ansätzen auseinander. Im Folgenden wird zunächst auf die Entwicklung, Themen und Kritikpunkte der postkolonialen Kritik eingegangen. Im Anschluss wird einen Blick auf die dekoloniale Theorie geworfen und am Ende (vermeintliche) Differenzen und Gemeinsamkeiten der beiden Stränge herausgearbeitet, um die theoretische Basis für diese Arbeit zu aufzuzeigen.

2.2.1 Postkoloniale Theorie

2.2.1.1 Entstehung

Beschäftigt man sich mit unterschiedlichen Schriften der postkolonialen Theorie, so wird deutlich, dass das Feld des ‚postkolonialen‘ eine Bandbreite an verschiedenen Zugängen, thematischen Schwerpunkten und methodologischen Vorgehen vereint. Die Diversität und Unübersichtlichkeit des Feldes spiegelt sich auch in unterschiedlichen Bezeichnungen wie ‚postkoloniale Kritik‘, ‚Postkolonialismus‘ oder ‚postcolonial studies‘ wider (Kerner 2012: 158). Auch die beiden in Deutschland ansässigen Politikwissenschaftlerinnen María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan beschreiben den Begriff ‚postkolonial‘ als ein „*fuzzy concept* – er entzieht sich einer exakten Markierung, bleibt ungriffig“ (Castro Varela/Dhawan 2009: 9) und so findet sich auch kaum ein einheitliches Verständnis von postkolonialer Theorie. Castro Varela und Dhawan wagen sich dennoch an eine, obgleich sehr weit gefasste Eingrenzung:

Am ehesten kann postkoloniale Theorie als eine Perspektive verstanden werden, die sich der Rekonstruktion des europäischen Imperialismus und Kolonialismus verschrieben hat und gleichzeitig die Kämpfe gegen diese spezifische Herrschaftsformation analysiert, ohne dabei etwa eine kohärente theoretische Schule zu repräsentieren. Vielmehr handelt es sich um ein Feld, das von Debatten geprägt bleibt und auch schon deswegen nicht uniform erscheint. (ebd.: 9f.).

Die deutsche Politikwissenschaftlerin Ina Kerner spricht folglich auch von ‚Postkolonialen Theorien‘ im Plural, um der Heterogenität des Feldes Ausdruck zu verleihen (Kerner 2012). Wie Castro Varela und Dhawan ebenso verdeutlichen, wurde und wird das postkoloniale Theoriefeld stets durch aufkommende Diskurse geprägt und Begrifflichkeiten wie ‚postkolonial‘ sich verändernde Bedeutungen zugeschrieben. So wurde der Begriff in den 1970er Jahren für die Beschreibung der Situation der neu unabhängig gewordenen Kolonien verwendet und in den 1980er Jahren auf alle kolonisierten Regionen und Menschen ab dem Zeitpunkt der Kolonisierung bis zur Gegenwart angewendet (Dhawan/Castro Varela 2020: 23). Postkoloniale Studien begannen, sich in den 1980er Jahren als Forschungsrichtung zu etablieren. Erste Denkansätze des Postkolonialismus finden sich in den Schriften von u. a. Frantz Fanon (vgl. u. a. 2016) oder Aimé Césaire (vgl. u. a. 1976). Als erstes zentrales Werk der postkolonialen Kritik wird zumeist auf das Werk ‚Orientalismus‘ des US-amerikanischen Literaturtheoretikers Edward Saids aus dem Jahr 1978 verwiesen. Darin zeigt er auf, wie der ‚Orient‘ durch hierarchisierende Repräsentationen und diskursiven Formationen als westliches Forschungsobjekt konstruiert wurde und dieses vermeintliche Wissen zur Legitimierung von Machtausübung, Gewalt und kolonialer Expansion durch die europäischen Mächte diente (vgl. Said 2003).

Waren es zunächst vor allem Kulturwissenschaftler*innen sowie Literaturkritiker*innen, welche sich dem ‚Postkolonialen‘ verschrieben hatten, so gab es in den 1990er Jahren auch einen Aufschwung der Thematik in den Sozial- und Politikwissenschaften. Angelehnt an die französischen Philosophen Michel Foucault und Jacques Derrida entwickelten postkoloniale Theoretiker*innen ein neues Verständnis von Kolonialismus, Kapitalismus und Nationalismus. Primär entstanden im angloamerikanischen Raum, lag der Fokus zunächst auf der britischen Kolonialgeschichte und weitete sich später durch die *South Asian Subaltern Studies Group*, einem Zusammenschluss postkolonialer Theoretiker*innen, auch auf asiatische Staaten, insbesondere Indien aus. Als die drei zentralen Personen, welche das postkoloniale Feld von Beginn an geprägt haben, werden stets Edward Said, Homi Bhaba und Gayatri Chakravorty Spivak gezählt (Mendoza 2015: 8). Kerner (2012: 18f.) weist darauf hin, dass der häufige Fokus auf Said, Bhaba und Spivak die Heterogenität des postkolonialen Theoriefeldes untergräbt und zahlreiche Ansätze und Stimmen dadurch untergehen. Mittlerweile wird ein postkolonialer Ansatz von zahlreichen Disziplinen, z. B. den Geschichtswissenschaften oder der Anthropologie, aufgegriffen und hat sich als ein transdisziplinärer Forschungsbereich herausgebildet (Kerner 1999: 29). Durch eben diese Verknüpfungen verschiedener Disziplinen entstehen neue Diskussionen und ein dynamischer Austausch von Perspektiven. So reiht sich auch diese Arbeit ein in eine innovative Verknüpfung von postkolonialer Theorie mit der Kritischen Kartographie und möchte damit zu neuen Debatten beitragen.

2.2.1.2 Inhalte postkolonialer Theorie

Obgleich sich in der Entwicklung der Postkolonialen Theorie die Verwendung des Begriffs und das Verständnis diversifiziert haben und eine einheitliche Definition nicht vorzufinden ist, gibt es Aspekte, welche postkoloniale Theoretiker*innen vereinen: Im Allgemeinen steht die Frage nach Kontinuitäten des Kolonialismus in der heutigen Welt im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Durch den Ursprung postkolonialer Theorie in den Literaturwissenschaften besteht ein starker Fokus auf koloniale Diskurse, Repräsentation und Identitäten sowie Wissensproduktion (Ziai 2010: 402f.). Das westliche Wissensmodell, welches auf eurozentrischen³ Annahmen und einer Universalisierung davon aufbaut und gleichzeitig

³ Der Begriff ‚Eurozentrismus‘ kann als eine Form des Ethnozentrismus verstanden werden: „Ethnozentrismus meint die persönliche oder kollektive Tendenz, Bräuche und Anschauungen anderer Menschen mit den Standards der eigenen Gesellschaft zu sehen und zu beurteilen. Gedanklich operiert Ethnozentrismus also stets mit einem »Ich« oder einem »Wir« und legt die eigenen Standards als normal und gültig für die Beurteilung anderer an. [...] Eurozentrismus ist mit Ethnozentrismus verwandt, jedoch

Differenzen ausblendet, wird hinterfragt und herausgefordert (Kerner 1999: 29). Während Kolonialmächte präkoloniales Wissen verdrängten, wurden vermeintlich universelle koloniale Wissenskonstruktionen wie z. B. ‚Rassenkunde‘ oder die Tropenmedizin etabliert und institutionell sowie normativ verankert. Dass diese Diskurse nicht nur ein Wissens- und Repräsentationssystem darstellen, sondern auch wirkmächtig sind, beschreibt der britische Kulturtheoretiker Stuart Hall mit dem Konzept der diskursiven Praxen:

Discourse is about the production of knowledge through language. But it is itself produced by a practice: ‘discursive practice’—the practice of producing meaning. Since all social practices entail meaning, all practices have a discursive aspect. So discourse enters into and influences all social practices. (Hall 2018: 155)

Vor dem Hintergrund der postkolonialen Theorie veranschaulicht Hall diskursive Praxen anhand des Diskurses zu „the West and the Rest“ (ebd.: 141), also einer konstruierten Abgrenzung ‚des Westens‘ von restlichen Teilen der Welt. Dies geht einher mit abwertenden, homogenisierenden und stereotypisierenden Zuschreibungen, wie beispielweise in Saids Ausarbeitung zu ‚Orientalismus‘ sichtbar wird (ebd.: 160-171). Dass diese Diskurse zur Legitimierung von Zivilisierungs- und Modernisierungsvorhaben und zur Etablierung von ungleichen Machtverhältnissen beitrugen, sowie bis heute in der globalisierten Welt verankert sind, nimmt das postkoloniale Theoriefeld genauer in den Blick (Dhawan/Castro Varela 2020: 42-47) (s. auch Kapitel 2.2.4).

Neben dem anfänglichen Fokus auf Literatur und Kultur werden seit Ende des 20. Jahrhunderts auch verstärkt die materiellen Auswirkungen kolonialer Kontinuitäten untersucht. Dazu zählen politische und, vor allem unter Einbezug marxistischer Ansätze, ökonomische Aspekte wie Kapitalismus und materielle Ungleichheiten (Kerner 2012: 37f.). Erweitert wurde das vorwiegend von Männern geprägte Themenfeld der postkolonialen Theorie zudem durch feministische Perspektiven. Gayatri Spivak oder Chandra Mohanty (Mendoza 2015: 4, 6), welche zu den postkolonialen Feminist*innen zählen, haben dem Blick auf Gender in Verschränkung mit anderen Kategorien aus postkolonialer Perspektive Bedeutung zugeschrieben (Dhawan/Castro Varela 2020: 25; Kerner 2012: 12).

Das Feld der postkolonialen Kritik birgt jedoch nicht nur einen theoretischen Ansatz, welcher eurozentrische Wissensformen und -produktionen analysieren möchte, sondern muss auch als politisch interventionistisches Projekt verstanden werden (Castro Varela/Dhawan 2009: 12). Theorieschaffen als Praxis impliziert dabei das Einmischen in diese eurozentrischen hegemonialen Strukturen sowie einen „kritischen, widerständigen oder auch subversiven

ein Konzept neueren Ursprungs. Es bezieht sich auf die implizite oder explizite Tendenz, in Europa entstandene Weltanschauungen den Anschauungen der restlichen Welt vorzuziehen.“ (Eriksen 2014: 72)

Modus einer entkolonisierenden Wissensproduktion“ (Kerner 2012: 144). Dabei werden nicht zuletzt Grundlagen, Strategien und Perspektiven alternativer Wissenspolitik erarbeitet und methodologisch fundiert (ebd.).

2.2.1.3 Kritik an postkolonialen Ansätzen

Wie bereits aufgezeigt unterliegt ‚das Postkoloniale‘ einer ständigen Debatte und Diskussion. Dabei haben sich auch verschiedene Kritikpunkte entwickelt, welche sich zum einen mit dem Begriff ‚postkolonial‘ und zum anderen mit der Theorieproduktion sowie Verortung des postkolonialen Theoriestrangs beschäftigen. So ist es insbesondere das Präfix ‚post-‘ welches von verschiedenen Seiten kritisiert wurde, da es nach Dhawan und Castro Varela vor allem die Geschichte ab der Kolonialzeit hervorhebt und präkoloniale Geschichte der ehemaligen Kolonien verdrängt (Dhawan/Castro Varela 2020: 23f.). Auch bauen die Bezeichnungen ‚präkolonial‘ ‚kolonial‘ und ‚postkolonial‘ auf einer linearen, westlichen Geschichtsschreibung auf, welche innerhalb der postkolonialen Ansätze eigentlich dekonstruiert werden soll. Zudem kann diese Unterteilung dazu führen, das Koloniale als abgeschlossene Phase zu verstehen, was im Gegensatz zum Ziel einer Sichtbarmachung kolonialer Kontinuitäten steht (ebd.: 299).

In Bezug auf die Theorieproduktion wird zumeist die Breite und Unklarheit des ‚Postkolonialen‘ kritisiert. Zum einen besteht durch die Verallgemeinerung des Begriffs auch die Gefahr einer Verallgemeinerung von Phänomenen (Kerner 2012: 11), und zum anderen der Verlust von Wirkmächtigkeit als analytisches Konzept und politischer Schlagkraft durch eine breite Verwendung des Etiketts ‚postkolonial‘. Des Weiteren ist die Wissensproduktion postkolonialer Ansätze historisch und bis heute vor allem im Globalen Norden, insbesondere an Elitehochschulen in den USA, verortet. Kritiker*innen erachten die Distanz in der Wissensproduktion zum Globalen Süden als problematisch, da sie dem Grundsatz postkolonialer Theorie, eurozentrischer Wissensproduktion entgegen zu wirken, widerspricht (Dhawan/Castro Varela 2020: 289-301). Zusätzlich geht damit häufig eine Vermarktung des ‚Postkolonialen‘ einher, wie die bolivianische Soziologin Silvia Rivera Cusicanqui verdeutlicht:

The postcolonial discourse of North America is not only an economy of ideas, but it is also an economy of salaries, perks, and privileges that certifies value through the granting of diplomas, scholarships, and master’s degrees and through teaching and publishing opportunities. (Rivera Cusicanqui 2019: 144)

Zwar sind in den letzten Jahrzehnten auch vermehrt postkoloniale Stimmen aus dem Globalen Süden, wie zum Beispiel der kamerunische Historiker und Politikwissenschaftler Achille

Mbembe, zu hören, allerdings hat sich bereits eine Hierarchie bezüglich der Verortung von postkolonialer Theorieproduktion herausgebildet. So sind es vor allem Wissenschaftler*innen aus dem Globalen Norden, v. a. aus den USA, welche auf Englisch publizieren und gehört und zitiert werden (Kerner 2012: 158).

Wie hier deutlich wird, werden postkoloniale Ansätze durchaus kritisiert und debattiert. Gleichzeitig formt diese kritische Auseinandersetzung neue Antworten und Diskussionen innerhalb der postkolonialen Theorie und lässt sie somit zu einem offenen und dynamischen, jedoch auch sehr breiten Feld werden. Die gemeinsame Fragestellung nach kolonialen Kontinuitäten in der Gegenwart liefert jedoch einen zentralen und notwendigen Ansatz, um globale Ungleichheiten sichtbarzumachen und zu Veränderung beizutragen.

2.2.2 Dekoloniale Theorie

2.2.2.1 Entstehung

Neben den postkolonialen Ansätzen beschäftigt sich, wie bereits erwähnt, auch die dekoloniale Theorie mit kolonialen Kontinuitäten. Die Ursprünge dekolonialer Theorie lassen sich vor allem in der Gruppe lateinamerikanischer Intellektueller ‚Modernität/Kolonialität‘, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts an Relevanz erlangt, verorten. Daraus ergibt sich der Fokus der Auseinandersetzung dekolonialer Ansätze vor allem auf die koloniale Expansion Europas in den Amerikas zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert. Theoretiker*innen der dekolonialen Strömung, wie u. a. Anibal Quijano, Enrique Dussel, Ramón Grosfoguel, María Lugones und Walter D Mignolo, vereint die zentrale Kritik am Kolonialismus sowie die Annahme, Kolonialismus ermöglichte die Entfaltung und Festigung des Kapitalismus (Mendoza 2015: 2ff, 13-16). Dies ist eingebettet in die größere Debatte der starken Verwobenheit von Modernität und Kolonialität, wie auch der Name der anfangs erwähnten lateinamerikanischen Gruppe aufzeigt. Dekoloniale Theoretiker*innen gehen davon aus, dass die Moderne, welche zahlreiche Ungleichheitsverhältnisse mit sich brachte, aus der kolonialen Expansion hervorgehen konnte (Garbe 2020: 152). Des Weiteren spielt das Konzept der Kolonialität der Macht des peruanischen Soziologen Anibal Quijano (2000) für den Theoriestrang eine wichtige Rolle. Es umschreibt eine koloniale, globale Machtkontinuität, welche auf einem eurozentrischen, rassistischen und kapitalistischem System aufbaut und Ungleichheiten auf verschiedensten Ebenen bis heute global verankert. Der Ansatz der Kolonialität der Macht wurde von unterschiedlichen dekolonialen Wissenschaftler*innen aufgegriffen und weiterentwickelt, u. a. aus feministischer Perspektive. Die argentinische Philosophin Maria

Lugones brachte das Konzept der Kolonialität von Gender hervor und kritisiert damit Quijano's eindimensionalen Fokus auf die Kategorie ‚Race‘ (De Lima Costa 2016: 49ff.). Weitere wichtige dekoloniale Feministinnen sind u. a. Catherine Walsh, Gloria Anzaldúa und Oyeronke Oyewumi (Mendoza 2015: 16). Ein zentraler Pfeiler dekolonialer Ansätze ist neben Machthierarchien die kritische Auseinandersetzung mit Wissensproduktion und einer Dekolonisierung des Wissens. Dabei geht es zum einen um das Aufdecken der Leerstellen eurozentrischen Wissens, sowie das Schaffen eines gleichwertigen Wissensaustausches zwischen Globalem Norden und Globalem Süden (Garbe 2020: 152). Da die Thematik der Epistemologie für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung ist, wird darauf nochmals genauer in Kapitel 2.2.4 eingegangen.

2.2.2.2 Kritik an dekolonialen Ansätzen

Insgesamt zeigt der deutsche Soziologe Sebastian Garbe zwar auf, dass die Forschungsgruppe ‚Modernität/Kolonialität‘ die dekoloniale Theorie stark geformt hat und sehr häufig auf ihre Arbeit Bezug genommen wird, verdeutlicht jedoch auch: „Dekoloniales Denken existiert vielmehr überall dort, wo koloniale Kontinuitäten in den Blick genommen und herausgefordert werden“ (Garbe 2020: 152). Den dekolonialen Theoriestrang sieht er dabei als die akademisch verankerte Form dekolonialen Denkens (ebd.).

Daran lässt sich mit einem häufigen Kritikpunkt an dekolonialen Ansätzen anknüpfen: die Differenz zwischen Theorie und Praxis. Wenn Dekolonisierung (s. auch Kapitel 2.2.5) als transformativer Prozess verstanden werden will, so muss sich die theoretische und rhetorische Ebene auch in die Praxis umsetzen lassen (ebd.: 153), wie auch die bolivianische Soziologin Silvia Rivera Cusicanqui aufzeigt: „There can be no discourse of decolonization, no theory of decolonization, without a decolonizing practice.“ (Rivera Cusicanqui 2019: 112) Zudem hinterfragt sie die Verortung der Theorieproduktion dekolonialer Ansätze. Wie auch im postkolonialen Theoriestrang findet diese häufig im Globalen Norden, v. a. in den USA durch Migrant*innen aus dem Globalen Süden statt (ebd.: 113) und Wissen wird folglich häufig über marginalisierte Menschen im Globalen Süden, anstatt mit oder von ihnen, produziert (Grosfoguel 2007: 211). Auch anhand der theoretischen Verortung der dekolonialen Ansätze wird deutlich, dass eine komplette Abgrenzung von westlichen Epistemologien nicht vorhanden ist: so wurde bereits in den Ursprüngen dekolonialer Theorie auf europäische Denker wie Foucault, Gramsci oder Derrida zurückgegriffen (ebd.). Auch heute dienen westliche Konzepte als Grundlage für die Theorieproduktion, wie beispielsweise die

Weltsystemtheorie des US-amerikanischen Soziologen Immanuel Wallerstein (Dhawan/Castro Varela 2020: 332).

So sind ebenso wie postkoloniale Ansätze auch dekoloniale Ansätze Kritik und Debatten ausgesetzt. Wie im nächsten Absatz deutlich wird, kritisieren sich Autor*innen der beiden Theoriestränge trotz zahlreicher Gemeinsamkeiten stark gegenseitig.

2.2.3 Postkolonial vs. dekolonial?

Die beiden Theoriestränge der postkolonialen und dekolonialen Theorie beziehen sich zwar beide auf ‚das Koloniale‘, weisen in ihren Entstehungsgeschichten und Ansätzen allerdings auch einige Differenzen auf, die in den letzten Jahren auf akademischer Ebene immer wieder zum Konfliktpunkt gemacht wurden (ebd.: 330).

Zentrale Unterschiede sind dabei der zeitliche und regionale Fokus, sowie die Hintergründe der Theorieentwicklung. Die postkoloniale Theorie, welche im angloamerikanischen Raum entstand, legte bei ihrer Entstehung dabei den Fokus vor allem auf die Befreiungskämpfe und der Nationenbildung nach der Kolonialzeit im 20. Jahrhundert und widmet sich damit vor allem Afrika und Asien. Mit der *South Asian Subaltern Studies Group* formierte sich daraus eine Gruppierung postkolonialer Theoretiker*innen. Im Gegensatz dazu unterscheidet sich die dekoloniale Theorie geographisch sowie zeitlich mit einem Fokus auf die lateinamerikanische Kolonisierung ab dem 15. Jahrhundert und insbesondere der Dekolonisation, welche im 18. und 19. Jahrhundert stattfand, und damit in einer früheren kolonialen Periode als in Afrika und Asien. Durch die ‚Modernität/Kolonialität‘ Gruppe, initiiert von lateinamerikanischen und karibischen Theoretiker*innen, wurde ein neues Verständnis von der Verwobenheit von Kolonialismus, Rassismus und Kapitalismus herausgearbeitet (Dhawan/Castro Varela 2020: 330f.; Mendoza 2015: 13ff.). Damit werden in dekolonialen Ansätzen materielle und politökonomische Aspekte explizit in die Analyse einbezogen, wohingegen der postkolonialen Theorie vorgeworfen wird, diese Ebenen oftmals auszublenden. Weiters merkt Garbe an, dass auch die beiden Präfixe zu einer Unterscheidung beitragen können: das ‚Post-‘ kann auf ‚etwas ‚nach‘ dem Kolonialismus als auch das ‚darüber hinaus Gehende‘“ (Garbe 2020: 152) bezogen werden, während ‚das Dekoloniale‘ eine Loslösung vom Kolonialen und ein Entgegenreten implizieren kann (ebd.).

Auf Basis dieser Differenzen distanzieren sich vor allem Wissenschaftler*innen der *Latin American Subaltern Studies* von den postkolonialen Studien, mit der Kritik, der Fokus sei zu

stark auf asiatische und afrikanische Regionen und eine Dekolonisierung des Wissens aufgrund der starken Einbettung in die angloamerikanische Wissensproduktion nicht möglich. In ihrem ausführlichen Werk *Postkoloniale Theorie* zeigen Dhawan und Castro Varela auf, dass die starke Differenzierung zwischen post- und dekolonialer Theorie nicht beständig ist, und kritisieren insbesondere den Versuch der Abgrenzung dekolonialer Wissenschaftler*innen von den postkolonialen Ansätzen. Zum einen erläutern sie, dass das Argument, postkoloniale Wissensproduktion finde zumeist im angloamerikanischen Raum statt, in seiner Gegenüberstellung zu dekolonialen Ansätzen nicht haltbar ist. Als „geradezu ironisch“ (Dhawan/Castro Varela 2020: 332) bezeichnen sie dies, da wie bereits aufgezeigt, auch ein Großteil der dekolonialen Theoretiker*innen in den USA tätig und in universitäre Wissenschaftsbetriebe eingebettet sind, und sich die dekoloniale Theorie zudem auf westliche Konzepte bezieht. So ist auch die Annahme, dekoloniale Ansätze wären nicht eurozentrisch und damit radikaler als postkoloniale Theorie, zu hinterfragen, zumal auch die Unterscheidung von eurozentrischem und nicht-eurozentrischem Wissen uneindeutig und fluide ist, sowie ein binäres Gegensatzpaar konstruiert (was die dekoloniale Theorie eigentlich versucht zu überwinden). Des Weiteren deuten die Autorinnen darauf hin, dass insbesondere Spivak sich in ihren Schriften stark auf Marx und Gramsci beziehe und entgegen häufiger Kritik tiefgreifende Analysen ökonomischer Verhältnisse durchführe (ebd.: 330-335).

Durchaus könnten die Differenzen und Uneinigkeiten der beiden Theoriestränge weiter ausgeführt werden, dies soll jedoch keinen großen Teil dieser Arbeit einnehmen, da es vielmehr um die Gemeinsamkeiten und der Frage, wie sich diese beiden Ansätze in ihrer besten Weise ergänzen und vervollständigen können, gehen sollte. Denn, wie Dhawan und Castro Varela bemerken: „die Theorien, die zum Einsatz kommen, können schlichtweg nicht gegeneinander ausgespielt werden, wenn das Ziel tatsächlich die Dekolonisierung und ein epistemischer Wandel ist.“ (Ebd.: 337) Folglich soll hier der wissenschaftliche ‚Wettkampf‘ nicht weiter ausgetragen werden, vielmehr wäre es zukünftig von Bedeutung, die unterschiedlichen Theorieansätze in ihren Leerstellen zu untersuchen und in Ergänzung zueinander zu sehen (ebd.).

Für die vorliegende Arbeit liefern beide Theoriestränge wichtige Elemente, um die Verwobenheit von Kartierung und postkolonialen Spuren im urbanen Raum zu untersuchen. Die einzelnen Themenfelder dieser Arbeit, das heißt die Kritische Kartographie, postkoloniale Stadt sowie Raumproduktion, werden sich in ihrer Verknüpfung mit post- und dekolonialen Ansätzen im Laufe der Arbeit abzeichnen. Dennoch soll diese Verknüpfungen hier kurz vorweggenommen werden, um die theoretische Basis zu veranschaulichen. So liefert die

Analyse eurozentrischer Wissenskonzepte wichtige Erkenntnisse über die hegemoniale Wissensproduktion in Form von Karten und eröffnet durch Methoden wie *counter-mapping* den Raum für die Dekonstruktion herkömmlicher Karten sowie der Suche nach Alternativen. Anhand postkolonialer Theorie wird dabei der Blick auf Symbole und Benennungen in Karten, aber auch im urbanen Raum geworfen und die Frage nach Repräsentation und Identität gestellt. Gleichzeitig drücken sich koloniale Spuren auf der materiellen Ebene wie z. B. Gebäude, aber auch in Form von rassistischen und vergeschlechtlichten Strukturen, die sich diskursiv sowie materiell äußern, aus. Mit dem Konzept von ‚Kolonialität der Macht‘ und ‚Kolonialität von Gender‘ kann die Verbindung von Kolonialismus mit Moderne, Rassismus und patriarchalen Strukturen dargelegt und dualistische Konzepte aufgebrochen werden.

2.2.4 Epistemische Gewalt

Wie bereits aus der Erörterung zu der post- und dekolonialen Theorie deutlich wurde, setzen sich beide Strömungen mit der Thematik von Wissen und Wissensproduktion auseinander. Dies ist insofern für diese Arbeit von besonderer Relevanz, als dass es in Verbindung mit der Kritischen Kartographie um die Fragen geht, wer Karten(wissen) produziert und wo, welches Wissen Karten transportieren und welches unsichtbar bleibt, und wie dies mit Macht zusammenhängt (s. Kapitel 2.4.3).

Die österreichische Friedensforscherin Claudia Brunner erarbeitet unter dem Begriff ‚epistemischen Gewalt‘ ein komplexes und vielseitiges Konzept, das die Verwobenheit von Epistemologie, Macht und Gewalt verdeutlicht (vgl. Brunner 2020). Damit wird die eurozentrische Annahme, Gewalt und Wissenschaft würden sich ausschließen, da Wissen(-schaft) immer gewaltfrei sei, in Frage gestellt (ebd.: 13). Das Konzept wird vor allem in der post- und dekolonialen Theorie verortet (ebd.: 12), wobei Brunner in ihrer Analyse beide Theoriestränge gleichermaßen heranzieht und bezüglich Überschneidungen und Differenzen der beiden Ansätze auf u. a. Dhawan und Castro Varela (2020) verweist. Der Begriff ‚epistemologische Gewalt‘ schließt an Foucaults Arbeit zur Verknüpfung von Wissen und Macht sowie dem Werk ‚Orientalismus‘ von Said an und wurde innerhalb der post- und dekolonialen Theorie weiterentwickelt (Brunner 2020: 12). In feministisch-postkolonialen Ansätzen ist insbesondere Spivak mit ihrem Begriff *epistemic violence* (vgl. Spivak 1988) zu erwähnen, womit sie „[d]ie komplexen Prozesse des zum Schweigen Bringens in der Produktion, Distribution und Konsumtion von Wissen benennt“ (Brunner 2020: 98). Brunner

selbst geht in ihrer Begriffsverwendung über das zum Schweigen Bringen hinaus und versteht unter epistemischer Gewalt „jenen Beitrag zu gewaltförmigen gesellschaftlichen Verhältnissen, der im Wissen selbst, in seiner Genese, Ausformung, Organisation und Wirkmächtigkeit angelegt ist“ (Brunner 2015: 39). Wie hier aufgezeigt, ist zu beachten, dass die Gewalt zum einen im Wissen, aber auch in der Wissensproduktion verankert ist (ebd.: 40). Dies impliziert, dass nicht nur epistemologische, theoretische und methodologische Dimensionen, sondern eben auch ökonomische, politische und institutionelle Aspekte in die sicherlich komplexe Analyse einfließen müssen (Brunner 2015: 39).

In Bezug auf den Kolonialismus war es nach Garbe auch nur durch die Verwobenheit und gegenseitige Konstitution von sowohl materiellen als auch epistemischen Aspekten möglich, koloniale Herrschaft und Ausbeutung global umzusetzen (Garbe 2013: 2). Eine zentrale Rolle wird dabei aus post- und dekolonialer Sicht der eurozentrischen Konstruktion der Moderne, umschrieben mit Begriffen wie Fortschritt, Demokratisierung, Aufklärung und auch Gewaltfreiheit, zugeschrieben, welche zur Legitimation der gewaltvollen Kolonisierung der Amerikas und später der europäischen weltweiten Expansion herangezogen wurde (Brunner 2015: 44). Eurozentrismus, welcher als eine Variante epistemischer Gewalt betrachtet werden kann, nimmt jedoch nicht nur die Paradigmen der Moderne in den Blick, sondern wird insbesondere in der postkolonialen Theorie in seiner Komplexität erfasst. So birgt der ‚Zivilisierungsgedanke‘ stets ein hierarchisches Beziehungsverhältnis, welches mit einer Einteilung in das Eigene und das Fremde bzw. Andere einhergeht, wie beispielsweise im Orientalismus (Garbe 2013: 4f.). Die gewaltsame Durchsetzung eurozentrischen Denkens, also „einer für die kolonisierten Bevölkerungen fremden, d. h. europäischen kognitiven, kulturellen und epistemischen Perspektive“ (ebd.: 4), kann sich in der Form von Gewalt ausdrücken, „die Welt nicht mit eigenen Augen erkennen zu können.“ (ebd.: 4) Dies kann soweit führen, dass der Geist so geformt wird, „dass er gegen die eigenen kollektiven Interessen funktioniert.“ (Castro Varela/Heinemann 2016: 3)

Um zu erkennen, wie diese Form von Gewalt bis heute wirkmächtig und Teil der imperialen Weltordnung ist, sind die Konzepte der Modernität/Kolonialität sowie der Kolonialität von Wissen aus den dekolonialen Ansätzen hilfreich (Brunner 2020: 17, 125). Indem die Verwobenheit von Kolonialität und Modernität, auch als koloniale Moderne bezeichnet, aufgezeigt wird, kann sichtbar gemacht werden, dass sich auch das rationale wissenschaftliche Weltverständnis mit der kolonialen Eroberung der Amerikas zu entwickeln begonnen hat (ebd.: 40). Dabei hat sich Europa bzw. der *weiße*, männliche, christliche Mensch ein Monopol auf das ‚wahre‘ Wissen zugeschrieben, welches durch zuvor konstruierte, vermeintlich

wissenschaftliche Erkenntnisse wie ‚Menschenrassen‘ oder weniger entwickelte Kulturen legitimiert wurde. Dass sich dieses ‚Wissen‘ bis heute global verankert hat und Wirkung zeigt, das beschreibt die Kolonialität des Wissens, welche mit der bereits erwähnten Kolonialität der Macht eng verknüpft ist. Das bis heute hegemoniale eurozentrische Wissensmodell ist geprägt von einem vermeintlich universell gültigem Standpunkt durch die Trennung von Subjekt und Objekt, wodurch die bzw. der Forschende in ihrer bzw. seine Rolle unsichtbar bleibt und eine Selbstverortung in Zeit, Raum und Körper als nicht notwendig erscheint (ebd.: 46-54). Durch diesen Prozess der Etablierung eines globalen rationalen Wissenssystems wurde gleichzeitig zahlreiches Wissen z. B. indigener Menschen in den Amerikas (Grosfoguel 2013: 79-85) oder durch ‚Hexen‘-Verbrennung in Europa (vgl. Federici 2014) verdrängt und zerstört, was Grosfoguel mit dem Begriffspaar ‚Genozid/Epistemizid‘ beschreibt (Grosfoguel 2013).

Post- und dekoloniale Ansätze streben eine Reduzierung und Überwindung der epistemischen Gewalt an und begeben sich auf die Suche nach Alternativen. Dieser Prozess der Dekolonisierung beinhaltet jedoch nicht nur die Auseinandersetzung mit epistemischer Gewalt, sondern verschiedenster Gewaltformen, die der imperialen Weltordnung zugrunde liegen (Brunner 2020: 17, 306). Der folgende Teil beschäftigt sich genauer mit der Forderung der Dekolonisierung bzw. des Dekolonisierens und den Aspekten, die dieser Prozess beinhalten sollte.

2.2.5 Dekolonisierung

Aus der Analyse, dass unsere Gegenwart von kolonialen Kontinuitäten durchzogen ist, ergibt sich – egal ob in den postkolonialen oder dekolonialen Theorien – die Forderung nach einer Dekolonisierung.

Wichtig ist, dabei eine begriffliche Abgrenzung zu den Begriffen ‚Entkolonisierung‘ oder, zumeist synonym verwendet ‚Dekolonisation‘ (vgl. u. a. A. Eckert 2006: 84-95; Osterhammel 2003: 119-124) beizubehalten. Damit ist der formale Prozess der Loslösung vieler Weltregionen von europäischer Herrschaft gemeint, welche in Lateinamerika vor allem Anfang des 19. Jahrhunderts und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert in Afrika, Asien und der Karibik stattfand.

Obgleich es sich auch bei der ‚Dekolonisierung‘ um einen gewissen Bruch mit koloniale Verhältnissen handelt, zielt dies nicht auf regionale Entwicklungen ab, sondern auf die „ökonomischen, politischen, kulturellen, epistemischen, (inter-)subjektiven, vergeschlecht-

lichten und ökologischen Dimensionen“ (Garbe 2020: 151) kolonialer Hinterlassenschaften. Dies betrifft beispielsweise Institutionen, die Rechtsordnung, Museen, Städte oder Bildung (Castro Varela/Dhawan 2009: 14; Garbe 2020: 154). Dekolonisieren heißt folglich, „die kolonialen Spuren und Ablagerungen in Köpfen und Gesellschaft aufzuzeigen und abzutragen“ (Pfeiffer 2014: 74) und kann zum einen als Prozess, aber auch als Ziel verstanden werden (ebd.). Vorherrschende Macht- und Wissensstrukturen werden dabei im Globalen Süden sowie im Globalen Norden in den Blick genommen (Garbe 2020: 151).

Im Kontext einer Dekolonisierung wird insbesondere im deutschsprachigen Raum vermehrt das Label ‚dekolonial‘ oder der Aufruf *decolonize* für unterschiedlichste Projekte, wie beispielsweise das Berliner Projekt *Dekoloniale! Erinnerungskultur in der Stadt* (Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt 2022), das Kollektiv *Decolonizing in Vienna* (2021) oder das deutschlandweite Netzwerk *Decolonize* (Decolonize 2021), verwendet. Garbe zeigt auf, was damit gemeint ist:

Die Forderung nach einer ‚Dekolonisierung‘ ergibt sich aus der Diagnose, dass unsere Gegenwart bis heute von kolonialen Strukturen geprägt ist. Politische, kulturelle, aber auch intellektuelle (nicht nur akademische) Perspektiven und Bewegungen, welche das Fortbestehen dieser kolonialen Verhältnisse kritisch in den Blick nehmen und ihre Überwindung anstreben, können als ‚dekolonial‘ beschrieben werden. (Garbe 2020: 151)

Um den Prozess der Dekolonisierung voranzubringen, stechen zwei Ansätze hervor, die aus Sicht unterschiedlicher post- und dekolonialer Wissenschaftler*innen von Bedeutung sind: dies ist zum einen ein intersektionaler Ansatz, der unterschiedliche Unterdrückungsmechanismen einbezieht, sowie das Konzept des Verlernens in Zusammenhang mit epistemischer Gewalt.

Im Zuge einer Dekolonisierung ist offensichtlich, dass in Europa und Österreich eine alleinige Aufarbeitung der Kolonialgeschichte nur an der Oberfläche eines im Denken und Handeln verankerten Herrschaftssystems kratzt (ebd.: 153). Dieses System ist geprägt von verschiedenen Ungleichheitskategorien wie *race*, Gender, Klasse und Ethnizität, die sich gegenseitig beeinflussen und konstituieren, und die für eine umfassende Dekolonisierung in ihrer Verwobenheit berücksichtigt werden müssen (Dhawan/Castro Varela 2020: 312ff.). So kann der intersektionale Ansatz, der sich aus dem *Black Feminism* in den USA entwickelte, beispielsweise auf die Dominanz männlicher, in den USA verorteter Theoretiker in beiden Strömungen aufmerksam machen oder die Gleichzeitigkeit kolonialer Unterdrückungskategorien wie *race* und Gender im kapitalistischen System analysieren (Mendoza 2015: 5f.). Folglich ist zum Erreichen einer dekolonialen Zukunft ein intersektionaler Ansatz unabdingbar (Dhawan/Castro Varela 2020: 312) und wurde laut Mendoza (2015: 6) auch von

beiden Theoriesträngen aufgegriffen. Allerdings genügt es dabei nicht, den Fokus auf Diversität und Vielfalt oder eine antirassistische Praxis im Globalen Norden zu legen, sondern es bleibt „notwendig, die Konflikte, die die intersektionale Perspektive mit sich bringt, transparent zu machen und sie im Kontext aktueller globaler Interdependenzen zu verorten.“ (Dhawan/Castro Varela 2020: 318)

Neben einem intersektionalen Ansatz kann ebenso die Auseinandersetzung mit epistemischer Gewalt einen zentralen Beitrag zur Dekolonisierung leisten (Brunner 2020: 10). Dabei sollte die Dekolonisierung im Allgemeinen immer auch die Dekolonisierung des Wissens implizieren (Brunner 2015: 45). Insbesondere die Dekolonisierung des Geistes, welche häufig als Ziel postkolonialer Intervention genannt wird, steht in direkten Zusammenhang mit einem epistemischen Wandel, der nach einem Lernen des Verlernens ruft (Castro Varela/Heinemann 2016: 3). Das Konzept des Verlernen impliziert, „die bewusst und unbewusst eingelesenen kolonialen und rassistischen Weltbilder, Denkweisen, Praxen und Privilegien aktiv zu verlernen (Pfeiffer 2014: 74). Häufig wird dabei auf die Schriften von Spivak zurückgegriffen, die in Bezug auf die epistemische Gewalt zum Verlernen aufruft. Geerbte Privilegien beispielsweise sollten im Sinne Spivaks als Verlust wahrgenommen werden, da sie, wenn sie enthistorisiert und nicht reflektiert werden, destruktive Energien entwickeln können (Castro Varela/Heinemann 2016: 1). Wichtig ist es, darauf hinzuweisen, dass Verlernen auf keinen Fall mit Vergessen gleichzusetzen ist. Es muss hingegen als „eine aktive kritisch-kollektive Intervention“ (ebd.: 2) verstanden und umgesetzt werden und reiht sich damit in die Auffassung von postkolonialen Ansätzen als politisch interventionistisches Projekt. Auch Brunner (2020: 299, 307f.) betont, dass die Auseinandersetzung mit epistemischer Gewalt nicht allein als ein binnenakademisches Projekt bestehen kann, sondern es immer auch einer Interaktion mit sozialen und politischen Kämpfen bedarf, um strukturelle Veränderungen in der Herrschaft der globalen Moderne herbeizuführen. Konkret bedeutet dies, dass die Ausmaße von hegemonialer Wissensproduktion, das heißt Protagonist*innen, Inhalte und Formen, im Prozess des Verlernens aktiv auseinandergenommen und untersucht werden. Beispielsweise kann es dabei um Sprachpolitik, Bildungsinstitutionen wie das Schulsystem (Castro Varela/Heinemann 2016: 2) oder wie hier in dieser Masterarbeit um Kartographie und Stadtpläne gehen.

2.3 Urbaner Raum

2.3.1 Stadtforschung

Neben theoretischen Grundlagen aus der post- und dekolonialen Theorie und der Kritischen Kartographie lässt sich diese Arbeit mit ihrem Fokus auf Städte in das Feld der Stadtforschung einbetten. Aus der Perspektive verschiedener Disziplinen heraus werden dabei häufig unterschiedliche Aspekte in den Blick genommen: so steht in der Architektur zumeist das Materielle und Physische im Fokus, die Stadtplanung widmet sich der Entwicklung der Stadt in Bezug auf z. B. Mobilität, bauliche Dichte oder städtische Planungsziele wie Nachhaltigkeit; das Verhältnis von Raum und Gesellschaft wird in der Stadtsoziologie untersucht; Kulturwissenschaften lenken den Blick auf Popkultur, Medien, Konsum, Migration etc. im urbanen Raum (Eckardt 2014: 14-35). Diese Auflistung stellt keinesfalls eine Vollständigkeit dar, sondern soll nur die Vielfalt der Themen im Kontext der Stadt aufzeigen. Selbstverständlich gibt es zwischen den einzelnen Disziplinen zahlreiche Überschneidungen und die Bereiche sind kaum voneinander zu trennen. Sie setzen unterschiedliche Fokusse, verwenden verschiedene Ansätze und Begriffe und können durchaus in ein Spannungsverhältnis treten, wie z. B. zwischen Stadtplanung und Sozial- und Kulturwissenschaften (Eckardt 2017: 1ff.). Der deutsche Stadtforscher Frank Eckardt hebt in diesem Zusammenhang jedoch hervor, dass Stadtforschung seiner Meinung nach nur transdisziplinär passieren kann, denn „eine andere Perspektive kann angesichts des hohen Grades von Vernetzung der unterschiedlichen Aspekte der Stadt nicht mehr gewählt werden“ (ebd.: 6). So ist es nach ihm für die Kreation innovativen Wissens über die Stadt zentral, eine Simplifizierung von Stadt zu überkommen, „über den Tellerrand der eigenen Disziplin zu schauen“ (Eckardt 2014: 7), sowie Selbstverständlichkeiten und Vertrautes zu hinterfragen. Insbesondere schreibt der als Professor arbeitende Soziologe Studierenden eine Freiheit zur Kreativität in der Stadtforschung zu, die in anderen Kontexten wie Auftragsarbeiten häufig nicht gegeben sei und regt zur transdisziplinären Stadterforschung an (ebd.: 6f.). Mit dieser Arbeit wird diesem Aufruf gefolgt und eine Brücke zwischen der Erforschung der Stadt aus postkolonialer Perspektive und der Kritischen Kartographie geschlagen.

Im Rahmen der Stadtforschung ist es nach Eckardt „nicht nur sehr hilfreich, sondern geradezu zwingend“ (ebd.: 3) den Gegenstand der Forschung, also die Stadt, zu bestimmen. Meist sind es jedoch unterschiedlich Aspekte wie die bauliche Verdichtung, die Stadtgesellschaft, soziologische und ökonomische Faktoren, Architektur, die Stadt als politischer Ort etc., die aus verschiedenen Perspektiven unterschiedlicher Disziplinen heraus in den Vordergrund

gerückt werden und das Stadtverständnis prägen. Folglich ist die Definition von Stadt viel diskutiert und ein einheitliches Verständnis ist nicht vorhanden, wie auch der Soziologe Max Weber aufzeigt:

Eine ‚Stadt‘ kann man in sehr verschiedener Art zu definieren versuchen. Allen Definitionen gemeinsam ist nur: daß sie jedenfalls eine (mindestens relativ) geschlossene Siedlung, eine ‚Ortschaft‘ ist, nicht eine oder mehrere liegende Behausungen. (Weber 2000: 1)

Dieses Verständnis von Stadt, reduziert auf eine verdichtete Bebauung, ist weit verbreitet, allerdings spielen auch weitere Faktoren wie die Größe sowie sozio-ökonomische Eigenschaften eine Rolle. Auch das Herausbilden verschiedener Stadttypen, wie z. B. die ‚okzidentale Stadt‘ (vgl. ebd.) oder die ‚Europäische Stadt‘ (vgl. Siebel 2012) greift meist zu kurz, da es stets ein eingeschränktes und normatives Verständnis von Stadt aufweist. So ist es nach Eckardt nicht möglich, eine Definition, welche alle Städte umfasst, zu erarbeiten, und der selektive Blick ist stets als Teil der jeweiligen Definitionen anzuerkennen (Eckardt 2014: 3f.). In dieser Arbeit soll insbesondere die ‚postkoloniale Stadt‘ als Forschungsgegenstand in den Fokus gerückt werden und damit eine Untersuchung (post-)kolonialer und imperialer Spuren im deutschsprachigen urbanen Raum. Bevor jedoch im Detail auf den Einfluss postkolonialer Ansätze und einer Begriffsbestimmung der postkolonialen Stadt eingegangen wird, soll zunächst kurz die Entwicklung der Stadtforschung als akademisches Feld erläutert und ein Bezug zum heutigen Forschungsstand, insbesondere im deutschsprachigen Raum, hergestellt werden.

Erste theoretische Beschäftigungen mit der Stadt sind auf den Beginn des 20. Jahrhunderts zurückzuführen. Georg Simmel, ein Berliner Sozialphilosoph wird dabei häufig als zentrale Figur angeführt, ebenso wie Max Weber, der sich beispielsweise 1921 in seinem Werk *Die Stadt* intensiv mit dem Stadtbegriff auseinandersetzte (Hannemann 2013: 65f.). Die Chicago School (1896-1936), u. a. mit den Soziologen Robert Park, Ernest Burgess und Louis Wirth, griff diese ersten Ideen zur Stadt, welche von einer Grundidee von Fortschritt und Moderne geprägt waren, auf und entwickelte sie in Bezug auf Großstädte weiter (Eckardt 2014: 4f.). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts formierten sich kritische Ansätze der Stadtforschung. So waren es vor allem David Harvey mit dem Ansatz der *radical geography* und Manuel Castells mit einer *new urban sociology*, welche diese durch eine marxistische Perspektive prägten (Schmid 2010: 12, 32). Um die 1990er Jahre erfolgte in den Sozial- sowie Kulturwissenschaften, darunter der Stadtforschung, eine ‚Wiederentdeckung des Raumes‘, dem sogenannten *spatial turn*. Dieser bringt bis heute neue Debatten und Ansätze in der

Stadtforschung hervor (ebd.: 12). Während sich im internationalen Diskurs die *urban theory* als Stadttheorie institutionalisierte, blieb dies im deutschsprachigen Raum beschränkt. So gewann vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg die Stadtsoziologie in Deutschland an Bedeutung und weitete sich bis heute auf verschiedene Forschungsfelder und -themen aus (Hannemann 2013: 66ff.). Allerdings haben die vereinzelt Institutionen oder universitären Bereiche im deutschsprachigen Raum, welche sich mit den Fragen um Stadt beschäftigen, bis heute nicht selten einen begrenztes Verständnis von Stadt als abgeschlossener Raum. Folglich bleibt dabei eine umfassende Einbettung und Verknüpfung in regionale, globale und historische Aspekte außen vor (Eckardt 2017: 2). Des Weiteren hat sich, nicht nur im deutschsprachigen Raum, ein eurozentrisches und modernistisches Verständnis von Stadt gehalten, wie Eckardt aufzeigt: „Die Stadt als Ort der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Innovation ist immer noch das Synonym der Moderne“ (Eckardt 2014: 4). Dies ging lange Zeit mit einem konstruierten Dualismus zwischen der ‚europäischen/okzidental/westlichen‘ Stadt und der ‚nicht-westlichen/orientalen‘ Stadt einher, wobei letztere aus der Theorieentwicklung und Analyse ausgeklammert wurde (ebd.). In Anbetracht einer steigenden Globalisierung und Vernetzung sowie weltweiten Herausforderungen wie Klimawandel, Migration oder Ressourcenschutz und Diskursen um Dekolonisierung, die sich häufig in urbanen Räumen verdichten, bedarf es jedoch spätestens jetzt eines neuen Verständnis, das über selektive und eurozentrische Stadtvorstellungen hinausgeht (Eckardt 2017: 1). Als Antwort darauf etablieren sich bis heute kritische Stimmen im Feld, die den modernistischen und limitierten Stadtbegriff hinterfragen und diskutieren sowie Zugänge aufzeigen, das eurozentrische Stadtverständnis zu überkommen (vgl. u. a. King 1990; Robinson 2002; Sassen 2001).

2.3.1.1 Postkoloniale Stadtforschung

Eine der kritischen Ansätze, die sich in den *urban studies* in den letzten Dekaden entwickelte, war der Einbezug postkolonialer Perspektiven und die Auseinandersetzung mit der ‚postkolonialen Stadt‘. Dass sich erst in den vergangenen Jahren eine Annäherung der beiden Felder entwickelte, ist auf zwei Aspekte zurückzuführen: Zum einen war es der literarische Fokus der anfänglichen postkolonialen Kritik, welcher räumliche Dimensionen wie Stadt oder Architektur kaum in den Blick nahm. Zum anderen war wie erwähnt die *urban theory* lange Zeit von einem einseitigen westlichen Verständnis von Stadt geprägt (King 2016: 68). Die Integration postkolonialer Kritik in die Stadtforschung ist vorwiegend im englischsprachigen Diskurs zu verankern, insbesondere geprägt durch den Stadtforscher Anthony D. King aus

den USA, der britisch-australischen Stadtforscherin Jane M. Jacobs und der singapurischen Sozialwissenschaftlerin und Geographin Brenda Yeoh. Im deutschsprachigen Raum gewann diese Form der Auseinandersetzung innerhalb der Stadtforschung erst in den letzten Jahren vermehrt an Bedeutung und knüpft dabei sehr stark am englischsprachigen Diskurs an (vgl. u. a. Eckardt/Hoerning 2012; Ha 2014; Lanz 2015).

Nachfolgend werden die Kritikpunkte und Forderungen der postkolonialen Stimmen, welche an verschiedenen Aspekten der *urban studies* anknüpfen, aufgezeigt. Aufgrund des Fokus dieser Arbeit auf den deutschsprachigen Raum werden dabei zudem die Besonderheiten des Diskurses vor Ort herausgearbeitet.

Ein zentrales Anliegen der postkolonialen Stadtforschung ist das Herausfordern der eurozentrischen Sichtweise und Wissensproduktion innerhalb der *urban studies*. Dies verdeutlicht sich zunächst in einer geographisch-basierten Trennung zwischen der Stadttheorie, die sich auf Städte des Globalen Nordens konzentriert, und auf *development studies*, die Orte im Globalen Süden untersuchen (Robinson 2002: 531ff.). Zahlreiche Konzepte der eurozentrisch geprägten *urban theory* – v. a. entwickelt von europäischen und US-amerikanischen Wissenschaftler*innen – unterminieren die globale Diversität von Städten und ignorieren damit verknüpfte Themenfelder und Forschungsobjekte (King 2016: 69ff.). Da diese Konzepte und Kategorien auf Städte im Globalen Süden häufig nicht anwendbar sind, fallen diese meist aus der Analyse heraus. Folglich werden sie nicht selten als *thirdworld cities* aufgefasst, was jedoch den Orten in ihrer historischen und gegenwärtigen Komplexität nicht gerecht wird (Robinson 2002: 531ff.). Die eurozentrische Prägung der Stadtforschung birgt außerdem ein eurozentrisches Geschichtsverständnis, da die industrielle, kapitalistische Stadt als Ausgangspunkt und Europa als Beginn und Ende von Geschichte aufgefasst wird. Dies zeigt sich auch im Begriff der ‚Moderne‘ bzw. ‚Modernität‘ und der ‚modernen Stadt‘, welcher unhinterfragt und einseitig verwendet die europäische Stadt als ‚den Ort‘ der Moderne ins Zentrum stellt (King 2016: 69f.).

Im deutschsprachigen Diskurs postkolonialer Stadtforschung wird an diese Debatte angeknüpft und ebenfalls die Hierarchisierung von Städten und deren Zuschreibungen kritisiert. Der deutsche Forscher für *urban studies* Stefan Lanz betont, dass dies in der deutschen Stadtforschung sehr stark mit den Zuschreibungen von dem ‚Eigenen‘ und dem ‚Fremden‘ festgehalten wird. Dies spiegelt sich zum einen in der weiterhin präsenten Kategorisierung der ‚europäischen Stadt‘ und der ‚fremden Stadt‘ wider, aber auch in stadtsoziologischen Debatten (Lanz 2015: 28). So werden im deutschsprachigen Raum

städtische Machtverhältnisse zumeist als Integrations- und Migrationsdiskurs geführt, anstatt eine postkoloniale und rassismuskritische Analyse durchzuführen (Ha 2014: 77; Lanz 2015: 28).

Wie sichtbar wird, birgt die eurozentrische Zugangsweise der *urban studies* viel Potential für Kritik. Zum einen führen reduktionistische Konzepte zu einseitigen Analysen und Kategorisierungen, zum anderen bringt sie eine Hierarchisierung und Privilegierung europäischer Stadtgeschichte und -themen gegenüber außereuropäischen Städten. Zudem ist die durchweg analytische Trennung von Städten im Globalen Norden und Globalen Süden insofern problematisch, als dass diese häufig durch die Kolonialgeschichte miteinander verwoben sind und nur in diesem Zusammenhang umfassend verstanden werden können (Robinson 2002: 531ff.). J. Robinson (ebd.: 545f.) fordert folglich ein, dass, um *postcolonial urban studies* zu betreiben, normative Ansätze und Begrifflichkeiten der *urban studies* erweitert und dekonstruiert werden müssen. Auch ist es notwendig, dass von der Kategorisierung und Hierarchisierung von Städten abgekommen wird, beispielsweise durch ihr erarbeitetes Konzept der *ordinary cities*. Auch Lanz plädiert für eine tiefgreifende Dekonstruktion nicht nur der ‚europäische Stadt‘, sondern der Stadtforschung als solcher (Lanz 2015: 77).

Neben der aufgeführten Kritik an eurozentrischen Perspektiven wird in der postkolonialen Stadtforschung auch das Verständnis von (Post-)Kolonialismus herausgefordert. Yeoh (2001: 456f.) merkt an, dass Postkolonialismus neben seiner realen historischen Gegebenheit immer auch als konzeptueller Rahmen zur kritischen Auseinandersetzung mit kolonialen Kontinuitäten verstanden werden muss:

By overlaying and etching the complex contours of the postcolonial debate onto a specific space with both material and imagined dimensions such as the city, geographers are well positioned to grasp the substance along with the critique and avoid the navel-gazing tendencies of certain forms of postcolonial studies, which seem reluctant to go much further beyond theorizing ‘the meaning of the hyphen in postcoloniality’. (ebd.: 457)

Auch im deutschsprachigen Raum ist dieses begrenzte Verständnis von Postkolonialismus präsent und wird kritisiert. Eckardt und Hoerning zeigen auf, dass Postkolonialismus in Deutschland bis heute häufig als besonderes Ereignis und nicht als strukturelles Phänomen, welches sich in Wissensproduktion, Diskurse und Räume eingeschrieben hat, konzipiert wird. Sie machen darauf aufmerksam, dass auch die Stadtforschung von Machtstrukturen und ungleicher Wissensproduktion geprägt ist, und fordern genauso wie Yeoh eine Analyse gleichermaßen materieller sowie diskursiver und kultureller Ebenen:

Sich mit Städten aus postkolonialer Sicht zu beschäftigen bedeutet dementsprechend, sich mit Kontinuitäten und Brüchen in städtischen Repräsentationen kolonialer Ideologien auseinanderzusetzen. Die Besonderheit ist dabei die Vielschichtigkeit der kulturellen Repräsentationen auf symbolischer, sozialer und materieller Ebene. Städte sind zugleich Orte und Räume in denen Sozialität und Materialität in einem besonderen Wechselverhältnis stehen, nicht zuletzt weil die Verdichtung gesellschaftlicher (Macht-)Strukturen auch in die Symbolik städtischer Materialität eingeschrieben ist und darüber mit produziert und reproduziert wird. (Eckardt/Hoerning 2012: 269f.)

Ein Teil dieser umfassenden Analyse ist ebenso die Frage von Identitäten im postkolonialen Raum, die Jane M. Jacobs, eine britisch-australische Stadtforscherin, in ihrem Werk *Edge of empire: postcolonialism and the city* (1996) aufwirft. Ihrer Meinung nach finden die Anzeichen und Aushandlungen von Imperialismus nicht nur im Raum statt, sondern die damit verknüpften Identitätspolitiken formieren sich durch und über den Raum. Das heißt, entlang verschiedener Differenzkategorien, die stets das ‚Eigene‘ und das ‚Anderer‘ konstruieren, wird Identitätspolitik im Raum betrieben und durch ortsbasierte Aushandlungsprozesse und Kämpfe um die Bedeutung und Nutzung des Raumes herausgefordert (Jacobs 1996: 1f.). Autor*innen der postkolonialen Stadtforschung üben, wie deutlich wird, starke Kritik an einem limitierten Verständnis von Postkolonialismus, das strukturelle Auswirkungen ignoriert. Sie fordern hingegen einen Ansatz, der koloniale Kontinuitäten in den verschiedensten Dimensionen wie Identitäten, Machtverhältnisse, Materielles oder Diskursives einbezieht.

Eckardt und Hoerning (2012: 278) formulieren in ihrer Aushandlung *Postkoloniale Städte* einige zentrale Forschungsthemen und Fragestellungen, welche die Analyse urbaner, kolonialer Kontinuitäten unter Einbezug der eben genannten Aspekte veranschaulichen: Das offensichtlichste sind (Post-)Koloniale Relikte in der Stadt, die sich in Form von Architektur, Bezirks- oder Straßenbezeichnungen materialisieren. Die zweite Themengruppe ist der Verknüpfung von Stadtentwicklung und Kolonialgeschichte. Zum einen muss sich hier die Frage gestellt, welche Auswirkung die koloniale Vergangenheit auf die Entwicklung der zu analysierenden Stadt hatte und hat. Zum anderen ist ein Einbezug von Fragestellungen rund um Migration und wie sich diese im Stadtbild sowie in stereotypen Denkweisen über die ‚Anderen‘ verdeutlicht, unabdingbar. Der dritte Forschungsbereich nimmt Bezug auf koloniales, urbanes Erbe und damit verknüpfte Interessenskonflikte. Welche Gruppen setzten sich für welche Form von Erinnerungspolitik ein? Welche kolonialen Kontinuitäten sind darin eingeschrieben? Und welche Konflikte können daraus entstehen? Als letztes Thema postkolonialer Stadtforschung nennen Eckardt und Hoerning die Präsenz von Neokolonialismus in der heutigen Stadt und Stadtentwicklung und die Verwobenheit mit kolonialer Vergangenheit, beispielsweise dem Kolonialhandel.

Grundsätzlich ist aus der obigen Darlegung der Aspekte postkolonialer Stadtforschung deutlich der Einfluss post- und dekolonialer Theorien (s. Kapitel 2.2) herauszulesen. Die meisten postkolonialen Stadtforscher*innen ziehen jedoch in ihrer Analyse vorwiegend die postkoloniale Kritik heran (vgl. Jacobs 1996; Lanz 2015; Robinson 2006; Yeoh 2001). Ha hingegen greift in ihrer Auseinandersetzung mit kolonialen Kontinuitäten in der Stadt auf die dekoloniale Theorie zurück. Insbesondere das Konzept der ‚Kolonialität der Macht‘ nach Quijano sowie die Verbindung von Modernität und Kolonialität formen in ihrer Analyse eine theoretische Basis für rassistische Strukturen in der ‚modernen‘ Stadt (Ha 2014: 29-32). Obgleich sich somit die theoretischen Grundlagen der verschiedenen Autor*innen unterscheiden, stimmen sie in ihren Forderungen für eine postkoloniale Stadtforschung mit Einbezug materieller und diskursiver Ebenen überein. Wie in Kapitel 2.2.3 aufgezeigt, wird deutlich, wie sich post- und dekoloniale Ansätze durchaus sinnvoll ergänzen können und sich in ihren Bestrebungen wie der Dekolonisierung der Stadt(-forschung) überschneiden.

2.3.1.2 Die postkoloniale Stadt

Im folgenden Abschnitt wird das Forschungsobjekt der postkolonialen Stadt thematisiert, da dieses im Fokus der vorliegenden Arbeit steht. Zunächst wird dazu die ursprüngliche Begriffsbestimmung aus dem englischsprachigen Diskurs aufgegriffen. Diese liefert die Grundlage für die Auseinandersetzung mit der Thematik im deutschsprachigen Raum, auf die anschließend eingegangen und mit der Frage von Dekolonisierung urbaner Räume verknüpft wird.

Dem Begriff der ‚postkolonialen Stadt‘ werden im Bereich der Stadtforschung unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben, u. a. aufgrund der Tatsache, dass „[t]he nature of what is postcolonial about the postcolonial city can be radically different in different places and at different times“ (King 2009b: 324). Das heißt, die Begriffsbestimmung muss stets im Kontext der jeweiligen historischen, politischen und kulturellen Gegebenheiten geschehen (ebd.). King nennt dabei mögliche Auslegungen von Postkolonialismus im urbanen Kontext: als gescheiterte Dekolonisation und damit einer bestehenden kolonialen Präsenz in der Stadt, verankerter Postkolonialismus in Form von Segregation und Architektur, Postkolonialismus als eine nicht-westliche Perspektive oder die postkoloniale Stadt als ein Ort für die Aushandlung von postkolonialen Identitäten (ebd.: 322).

Der Begriff *postcolonial cities* wird im englischsprachigen Diskurs zum Großteil auf Städte in ehemaligen kolonisierten Gesellschaften angewendet. Wird jedoch das Postkoloniale als

größerer konzeptueller Rahmen aufgefasst, und nicht nur als konkretes Objekt, so kann dadurch nach Yeoh (2001: 457) der Fokus auch auf Orte im Globalen Norden erweitert werden. Laut King (2009b: 324) ist dies in den letzten Jahren vermehrt der Fall und geschieht vor allem in Bezug auf die ethnischen Hintergründe der Stadtbewohner*innen sowie verschiedene Kulturen, Politiken, Religionen etc., aber auch historische Orte wie Gedenkstätten.

Als Gegenstück zu den *postcolonial cities* im Globalen Süden werden vor allem im englischsprachigen Diskurs die Städte im Globalen Norden häufig auch unter dem Begriff *imperial cities* definiert – nach King (2009a: 317) fällt auch Wien unter diese Kategorie. Dadurch soll impliziert werden, wie imperiale Projekte auch die europäischen urbanen Zentren nachhaltig beeinflussten (Yeoh 2001: 457). Dennoch ist darauf hinzuweisen, dass diese binäre Unterscheidung oftmals zu kurz greift und ebenso entgegen der Forderungen der postkolonialen Kritik auf zwei binäre Kategorien aufbaut. So ist die Entwicklung der urbaner Zentren in den ehemaligen Kolonien und Imperien eng miteinander verwoben, beispielsweise durch Ausbeutung von Ressourcen auf der einen Seite und Anreicherung auf der anderen Seite, und sollte stets in Zusammenhang analysiert werden (King 2009a: 318). Zum anderen existieren Orte wie Hong Kong, die sich in diese dualistische Kategorisierung nicht einteilen lassen, oder beispielsweise Sichtweisen von Migrant*innen ehemaliger Kolonien in europäischen Zentren wie London oder Paris, welche diese Städte eher als postkolonial anstatt imperial wahrnehmen (King 2009b: 321; Yeoh 2001: 547).

Obgleich sich, wie bereits erwähnt, die postkoloniale Stadtforschung im deutschsprachigen Raum gerade erst entwickelt, zeichnet sich hier ein etwas breiteres Verständnis des Begriffs der postkolonialen Stadt als im englischsprachigen Diskurs ab. Eckardt und Hoerning (2012: 264) betonen in diesem Zusammenhang ebenfalls, dass englischsprachige Literatur in diesem Feld meist nur Städte in den Blick nimmt, die in direkten kolonialen Verhältnissen standen und als Zentren der ehemaligen Kolonien oder Imperien gelten. Sie fordern mit einer kritisch-postkolonialen Perspektive einen Einbezug jeglicher kolonialer Kontinuitäten, die sich an den unterschiedlichsten Orten eingeschrieben haben können. Damit eröffnen sie die Möglichkeit, auch Städte ohne großer kolonialer Bedeutung aus postkolonialer Perspektive zu analysieren und greifen in ihrem Text z. B. Bielefeld, Köln und Flensburg heraus. Die Autor*innen erachten einen ausgeweiteten Blick, welcher neben lokalen und historischen Aspekten in gleicher Weise die diskursive Ebene und deren Wirkmächtigkeit analysiert, für zentral und bauen dabei auf die postkoloniale Kritik auf. Auch Ha bringt ein sehr breites Verständnis der

postkolonialen Stadt auf bzw. hinterfragt vollständig die Notwendigkeit einer Definition: „Folglich verwirft eine postkoloniale Stadtforschung die Suche nach einer gültigen Definition *der* postkolonialen Stadt und fordert vielmehr einen Blick auf die ungleichen Entwicklungen im städtischen Raum ein.“ (Ha 2014)

In Anbetracht der Tatsache, dass auch diese Arbeit im deutschsprachigen Kontext eingebettet ist, erfolgt eine Orientierung am lokalen Diskurs zur Begriffsverwendung der ‚postkolonialen Stadt‘. Somit werden mit dem Konzept der postkolonialen Stadt europäische Städte wie Wien, München, Bern und Kassel in die Analyse einbezogen.

Abgesehen vom wissenschaftlichen Diskurs gewann die Auseinandersetzung mit postkolonialen Spuren im deutschsprachigen, urbanen Raum in zivilgesellschaftlichen Gruppen in den letzten Jahren an Bedeutung (Bechhaus-Gerst 2019: 40, 44). So deuten auch die Bezeichnungen der Gruppierungen auf eine verbreitete Verwendung des Labels ‚postkolonial‘ in Bezug auf deutschsprachige Städte hin: [*muc*] *München postkolonial* (2021a), *Wien postkolonial* (Mayrhofer-Deak 2021), *Freiburg postkolonial* (2021), *Kassel postkolonial* (2021), *Hamburg postkolonial* (Arbeitskreis HAMBURG POSTKOLONIAL 2021), etc..

Eine gemeinsame Forderung solcher zivilgesellschaftlicher Projekte sowie der postkolonialen Stadtforschung im deutschsprachigen Raum ist die Dekolonisierung der Stadt. Damit wird eines der grundsätzlichen Ziele der post- und dekolonialen Theorie (s. Kapitel 2.2.5) aufgegriffen und verfolgt. Das Zwischenraum Kollektiv, welches den Sammelband *Decolonize the City!* (2017) herausgegeben hat, betont, dass der Prozess der Dekolonisierung stets vielfältig ist und aus verschiedenen Perspektiven und Ansätzen heraus entsteht und passieren muss. Mit dem Ziel, die Reproduktion kolonialer Verhältnisse zu durchbrechen, ist ein Zugang, ebendiese Verhältnisse in Städten als Orte verdichteter kolonialer Kontinuitäten sichtbar zu machen und zu benennen (Ha 2017: 84). Für Ha spielt dabei insbesondere die Analyse rassistischer Verhältnisse sowie „die Hinterfragung der Voraussetzungen und der impliziten Historiographie kolonialer Epistemologien“ (Ha 2014: 42) eine zentrale Rolle, um koloniale Kontinuitäten in der Stadt aufzuzeigen und zu einer „urbanen Dekolonisierung“ (ebd.) beizutragen. Laut Zwischenraum Kollektiv kann dieser Schritt ebenso weitere Kreise ziehen. „Erst wenn die Kolonialität der Stadt sichtbar gemacht und problematisiert wird, kann Dekolonisierung in Deutschland und Europa konsequent als Teil von Kämpfen um soziale Gerechtigkeit eingefordert werden.“ (Zwischenraum Kollektiv 2017: 7). Um dies zu erreichen ist es wichtig, dass die Stadt und die existierenden Kämpfe darin nicht als isolierter Raum, sondern bereits eingebettet in globale Ungleichheitsverhältnisse verstanden werden (ebd.: 10).

So wird deutlich, dass die post- und dekolonialen Ansätze in der kritischen Stadtforschung maßgeblich zu einer fruchtbaren Debatte beigetragen haben und dies fortschreitend tun. Eine kritische Auseinandersetzung geschieht dabei nicht nur auf akademischer, sondern auch auf praxisnaher und interventionistischer Ebene. Dies zeigt sich im deutschsprachigen Raum u. a. durch die vermehrten zivilgesellschaftlichen Projekte, die sich für eine Dekolonisierung des urbanen Raums einsetzen. Im Hinterkopf ist für die Thematik der postkolonialen Stadt stets zu behalten, dass sich die Kontexte und Begrifflichkeiten der englischsprachigen und der deutschsprachigen Stadtforschung unterscheiden und diese immer lokal und historisch eingebettet betrachtet werden müssen.

2.3.2 Raum

Da das Konzept des Raumes nicht nur in der Stadtforschung, sondern auch in der Kritischen Kartographie sowie in der postkolonialen Theorie eine Rolle spielt und somit als verknüpfendes Element dieser drei Theoriestränge gesehen werden kann, soll nachfolgend ein Exkurs in die Raumforschung und die Bedeutung von Raum vorgenommen werden.

Dabei stellt sich zunächst die Frage, was Raum eigentlich ist. Allerdings ist eine Definition noch uneindeutiger als die der Stadt. Grund dafür ist, dass sich diese Frage auf den „ontologischen Status des Raumes“ (Schmid 2010: 27) bezieht und somit eine erkenntnistheoretische Frage aufwirft. Zwischen den unterschiedlichsten ontologischen Zugängen, wie naturalistischen, gegenständlichen Raumkonzeptionen oder dem Verständnis von Raum als reinen Diskurs, werden in der Raumforschung zahlreiche Nuancen sowie Unklarheiten des Verständnis von Raum sichtbar und stark diskutiert (ebd.: 27f.). Daraus lässt sich schließen, dass das Raumkonzept nicht fixiert ist, sondern stets je nach Fragestellung und Theoriehintergrund erarbeitet werden muss, das heißt, „[d]er ‚Raum‘ existiert nicht vor der Theorie“ (ebd.: 29).

In den Sozialwissenschaften galt Raum lange Zeit als etwas selbstverständliches, dem keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, und die Auseinandersetzung damit wurde der Geographie zugeschrieben (Schroer 2019: 10f.). In der Geographie gewann die explizite Thematisierung von Raum insbesondere ab den 1950er Jahren an Bedeutung und ist heute eines der zentralsten Konzepte der Disziplin (Kitchin 2009: 269). Zu Beginn war das Raumverständnis – nach westlichem Denken – von einer Container-Idee geprägt, dem sogenannten absoluten Raum. Dieser wird demnach als fixiert und natürlich aufgefasst und

geht zurück auf physikalische Raumvermessungen von u. a. Newton, Galileo oder Descartes. Raum wird als zwei- oder dreidimensionales Raster verwendet und kann ausgemessen werden, wie zum Beispiel in der dominanten Kartographie deutlich wird. Das heißt, es geht vorwiegend um die Anordnung von Objekten im Raum und weniger um die Objekte selbst. Dieses Raumverständnis bildet die Grundlage für die ‚moderne‘ Wissenschaft und das euklidische System (Elden 2009: 264) mit den drei Dimensionen x, y und z (Kitchin 2009: 269). Auf Basis dieses positivistisch geprägten Ansatzes wurden in den 1960er Jahren räumliche Gesetze sowie die Wissenschaft geographischer Informationssysteme (GIS) entwickelt (ebd.: 269).

Ab den 1970er Jahren wurde, inspiriert vom französischen Soziologen Henri Lefebvre (s. Kapitel 2.3.2.1), durch marxistische und feministische Humangeograph*innen ein Gegenstück zum absolutem Raum entwickelt, der sogenannte relationale Raum. Raum ist dabei weder neutral noch fixiert, sondern aktiv, veränderbar, produziert und konstruiert. So sind es Menschen, die durch soziale Beziehungen sowie diskursive und materielle Praktiken den Raum konstruieren und formen (ebd.: 270). „Social relations are not merely spatial relations, but neither is there any way to separate them“ verdeutlicht der britische Geograph Stuart Elden (2009: 263f.). Will man Raum in Zusammenhang mit sozialen Beziehungen verstehen, so sollte die Frage nicht sein, was Raum eigentlich ist, sondern „how ways in which space have been understood have conditioned particular types of human interaction and understanding“ (ebd.: 264). Durch die Produktion von Raum durch Wechselbeziehungen und deren Materialität wird Raum immer wieder neu gemacht und es wird eine Multiplizität und Heterogenität kreiert: „Perhaps we could imagine space as a simultaneity of stories-so-far“ (Massey 2005: 3).

Das Raumkonzept des relationalen Raumes weist eine theoretische Nähe zum Poststrukturalismus auf: Historische und kulturelle Aspekte sind im Raum wiederzufinden und müssen stets mitanalysiert werden; aufgrund der (Re-)Produktion des Raumes ist dieser von Machtstrukturen geprägt; und die Verknüpfung von Wissen und Macht, z. B. Wissen über Räume, Wissen das durch Räume erzeugt wird etc., konstituiert den Raum (Kajetzke/Schroer 2019: 48ff.). Wichtige kritische Geograph*innen, welche die Ansätze von Lefebvre und dem Poststrukturalismus weiterentwickelten, sind u. a. David Harvey, Doreen Massey oder Edward Soja. Die Britin Doreen Massey beispielsweise hat zu Beginn der 1980er Jahre neben anderen feministischen Geograph*innen wie Susan Hanson, Jan Monk oder Gillian Rose wichtige raumtheoretische Interventionen aus feministischer Perspektive geleistet. Anhand der Fragen, was Wissen sei und wer dieses Wissen produziere, machten sie darauf

aufmerksam, dass die Geographie durch und durch männlich dominiert war, und insbesondere das absolute Raumverständnis auf Basis der vermeintlichen Objektivität als maskulin gedeutet werden kann (Kitchin 2009: 268, 270).

Da das Werk von Lefebvre als zentraler Grundstein für diese Entwicklungen der Raumforschung zählt, beschäftigt sich der folgende Abschnitt genauer mit seinem Werk zu Raum.

2.3.2.1 Henri Lefebvre und die Produktion des Raumes

Henri Lefebvre war ein französischer Marxist (1901-1999). Als Zeitzeuge beider Weltkriege, der raschen Urbanisierung nach 1945 und der voranschreitenden Neoliberalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts befasste er sich aus marxistischer Perspektive mit dem Alltagsleben und der polit-ökonomischen Ordnung seiner Zeit, sowie später der Stadt und dem Raum (Mullis 2017: 352f.). Zwar wird Lefebvres Auseinandersetzung mit den genannten Themenfeldern für die Entwicklung der kritischen Stadtforschung eine wichtige Rolle zugeschrieben (Schmid 2010: 12), allerdings wurde er auf internationaler und breiter Ebene zunächst kaum wahrgenommen (Mullis 2017: 353). Erst durch den *spatial turn* wurde sein Konzept der Produktion des Raumes wiederentdeckt und bildete die Grundlage für den neuen Raumfokus in verschiedenen Disziplinen (Schmid 2010: 12). Heute gelten seine Veröffentlichungen, u. a. *Kritik des Alltagslebens* (1974), *Le droit à la ville* [*Das Recht auf Stadt*] (1967) oder *The production of space* [*Die Produktion des Raumes*] (2016) als zentrale Werke der Stadt- und Raumforschung und werden breit rezipiert (Mullis 2017: 353).

Wie bereits erwähnt prägte Lefebvre das relationale Raumverständnis und führt dies in seinem Werk *The production of space* aus. Dabei erarbeitet er eine Theorie, die das Physikalische, das Mentale und das Soziale des Raumes in einem Beziehungsdreiklang vereint (Lefebvre 2016: 11). „(Social) space is a (social) product“ (ebd.: 26) postuliert Lefebvre und weist damit auf die gesellschaftliche und soziale Konstruiertheit von Raum hin. Er differenziert zwischen drei Ebenen: zum einen die räumliche und menschliche Praxis (*spatial practice*), also wahrgenommener, erlebter Raum (*l'espace perçu*), welcher produziert und reproduziert wird, z. B. durch Alltagsroutine, sowie die Produktion und Reproduktion. Die Repräsentationen vom Raum (*representations of space*) nehmen Bezug auf die gedachte Ebene, auf Wissen und Zeichen, wie beispielsweise Raumplanung oder Karten. Das heißt Diskurs und Sprache bringen den gedanklich erfassten Raum (*l'espace conçu*), die zweite Ebene, hervor. Der dritte Bereich beschreibt den Raum der Repräsentation (*representational spaces*) und inkludiert damit die symbolische Ebene wie Imaginationen und Phantasien,

welche alternative Raumvorstellungen bewirken können (ebd.: 33-39). Dieser gelebte Raum (*l'espace vécu*) stellt zudem gesellschaftliche Traditionen und Werte sowie kollektive Erfahrungen dar (Schmid 2010: 222).

Die drei Bereiche sind keineswegs isoliert zu betrachten, sondern stehen stets in Relation zueinander, was bedeutet, dass Raum ein Konstrukt aller drei Ebenen ist (Lefebvre 2016: 39), wie auch Schmid nochmals erläutert:

Wir können einen Raum nicht wahrnehmen, ohne ihn zuvor (gedanklich) konzipiert zu haben. Aber diese Konzeption des Raumes ist immer auf ein Ziel und damit wiederum auf eine räumliche Praxis hin ausgerichtet, und sie ist immer auch mit Macht verbunden. [...] [N]eben dem materiellen Aspekt der Praxis und ihrer Konzeption wird diese Praxis auch erfahren und erlitten (Schmid 2010: 226).

Die Produktion des Raumes umfasst für Lefebvre ebenso, dass Räume unterschiedlich produziert werden, das heißt, dass jede Gesellschaft ihre eigenen Räume produziert und deshalb in der Analyse eine Einbettung in Geschichte, soziale und kulturelle Praktiken und die Produktionsweise einer Gesellschaft von Bedeutung ist (vgl. Lefebvre 2016: 31).

Insgesamt hat Lefebvre eine umfassende Gesellschaftstheorie erarbeitet, welche Raum in Verknüpfung mit sozialen Beziehungen erfassen und analysieren kann und für ein komplexes und kritisches Raumverständnis in dieser Arbeit von Bedeutung ist.

2.3.2.2 Ort, Raum und Zeit

In Anbetracht eines kritischen Raumverständnisses, das dieser Arbeit zugrunde liegt, spielt die Verknüpfung mit Zeit eine wichtige Rolle. Traditionell wurde Zeit mit Entwicklung, Dynamik und Geschichte verknüpft, während Raum für das starre, stille und reaktionäre stand. Dieses Verständnis hat sich nicht zuletzt durch das relationale Raumkonzept verändert. Raum sowie die Dinge im Raum werden nun ebenfalls als dynamisch aufgefasst und stehen der Zeit nicht mehr konträr gegenüber, sondern beide Aspekte sind eng miteinander verwoben (Schroer 2019: 19f.). Aus der Perspektive der Stadtforschung lässt sich zudem sagen: „Raum denken wir in Relation zur Zeit und zur Stadt.“ (Löw 2018: 7)

Greifen wir die Stadt als Ort der Untersuchung auf, so liefert Doreen Massey mit ihrem Essay *Places and their Pasts* (1995) wichtige Erkenntnisse für die Analyse. Darin verdeutlicht sie, dass Orte immer räumlich und temporal gedacht werden müssen, und diese stets durch soziale Beziehungen konstruiert sind. Diese Beziehungen können sich beispielsweise in Handel oder historisch gesehen im Kolonialismus ausdrücken, wodurch das Lokale mit dem Globalen verknüpft wird. Dabei existiert zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart kein Bruch, sondern eine Verwobenheit und Kontinuitäten: „what has come together, in this place, now, is

a conjunction of many histories and many spaces“ (Massey 1995: 191). Das heißt, die Vergangenheit kann in Orten materiell, wie in Form von Gebäude, als Resonanz, z. B. Sprache oder Benennungen, oder in den Erinnerungen der Menschen präsent sein. Dabei formt nicht nur die Vergangenheit die Gegenwart sondern auch umgekehrt (ebd.: 183, 186f.). Wie sich Geschichte und Gegenwart letztendlich in Orte einschreibt, kann beeinflusst werden, wie Massey demonstriert: „[t]he identity of places is very much bound up with the *histories* which are told of them, *how* those histories are told and which history turns out to be dominant“ (ebd.: 186). Massey stellt hierbei eine zentrale Verknüpfung von Macht, Raum und Geschichte her.

2.3.2.3 Raum aus postkolonialer Perspektive

What has been the role of space in colonial and postcolonial projects and how might we rethink the space of the city in these terms? [...] And how can the spatial discipline of geography move from its historical positioning of colonial complicity towards productively postcolonial spatial narratives? (Jacobs 1996: 15).

Diese Fragen stellt Jacobs in ihrer Auseinandersetzung mit postkolonialen Städten und weist damit bereits auf die Verwobenheit von (Post-)Kolonialismus und Raum hin. Obgleich sie aufgrund der territorialen europäischen Ausbreitung offensichtlich scheint, fokussierten sich die postkolonialen Ansätze lange Zeit auf die zeitliche Dimension des Themenfeldes, vor allem die Geschichte des Kolonialismus. Erst mit Beginn des 21. Jahrhunderts gewann auch der Aspekt von Raum mehr Aufmerksamkeit. Dabei werden materielle sowie epistemologische Ebenen untersucht.

Zu ersterer lässt sich vor allem die Herstellung einer neuen räumlichen Ordnung nennen, bei der Kartographie keine unwichtige Rolle spielte. So wurden die zunächst vermeintlich geographischen Entdeckungen vermessen und in Form von Karten festgehalten und dann in territoriale Ansprüche umgewandelt. Ebenso müssen willkürliche Grenzziehungen und Staatenbildung sowie Städteplanung in Zusammenhang mit der Produktion sozialer und physischer Räume betrachtet werden.

Die epistemologische Raumebene postkolonialer Ansätze stellt zum einen die Frage, wo und in welchen Räumen Wissen produziert wird, aber auch, wer die Deutungsmacht über Raum hat. Überdies soll untersucht werden, was die Grundlage für das westlich dominante Raumverständnis ist und was metaphorische und textliche Räume wie beispielsweise die Begrifflichkeiten ‚Grenze‘ oder ‚Marginalität‘ implizieren (Castro Varela/Dhawan/Randeria 2010: 177-180). Des Weiteren kann eine postkoloniale Perspektive auf Raum ein

Hinterfragen der epistemologischen räumlichen Trennung zwischen einem urbanen ‚Hier‘ (z. B. einer deutschen Stadt) und dem peripheren ‚Dort‘ (z. B. ehemaligen Kolonien) hervorrufen. Die Dekonstruktion des Dualismus kann dazu beitragen, koloniale Kontinuitäten sichtbar zu machen und einen „mögliche[n] Erkenntniswandel über Nord-Süd-Verhältnisse“ anzustoßen (Matz/Knake/Garbe 2017).

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass eine postkoloniale Perspektive auf Raum an das relationale Raumverständnis anschließt: Raum muss stets historisch eingebettet und „als relationales Konstrukt im Rahmen des Imperialismus begriffen“ (Castro Varela/Dhawan/Randeria 2010: 179) werden. Dabei ist eine Analyse der Verknüpfung zwischen Zentren und Peripherien und Rückwirkungen des Kolonialismus auf Europa unabdinglich:

Verflechtungsgeschichtliche Ansätze lenken den Blick auf die Tatsache, dass etwa Entwicklung und Institutionalisierung von Wissenschaft wie Botanik, Geographie oder Ethnologie nur in ihrem imperialen Entstehungskontext verstanden werden können. Praktiken der Landvermessung, kartographische Praxis, Erstellung von Katasterregistern etc. beruhten nicht selten auf Modellen und Herrschaftstechniken, die in den Kolonien erfunden und erprobt wurden. (Ebd.: 188)

Hier wird besonders deutlich, dass Raum und Macht stets zusammen gedacht werden müssen, um überhaupt sichtbar machen zu können „wie bestimmte Formen von Räumlichkeit durch koloniale Interventionen institutionalisiert und normalisiert wurden“ (ebd.: 190).

2.3.2.4 Raum und Karten

Möchten wir wissen, wo dieses oder jenes Land ist oder wie wir von hier nach dort kommen, so wird heutzutage zumeist eine Karte geöffnet – egal ob, laut Massey, eine Papierkarte, die wir auf den Tisch legen können, oder eine digitale Karten wie *Google Maps*. Raum ist dabei eine zweidimensionale Oberfläche, ein vermeintlich abgeschlossenes System (Massey 2005: 106). Nach Massey sind die beiden Aspekte des räumlichen und kartographischen stark miteinander verwoben:

Yet it may well be [...] that our usual notion of maps has helped to pacify, to take the life out of, how most of us most commonly think about space. Maybe our current 'normal' Western maps have been one more element in that long effort at the taming of the spatial. (Ebd.)

In Anbetracht der ‚Zähmung des Räumlichen‘ ist erneut das Beispiel von Imperialismus und Kolonialismus anzuführen. Raum wurde, wie bereits erwähnt, hierbei kartographisch konstruiert und benannt, und trug damit zur Kontrolle über Land und der Legitimierung von territorialen Besetzungen bei (Jacobs 1996: 3). Ferner fordert ein kritisches Raumverständnis die Zweidimensionalität und Begrenzung von Karten insofern heraus, als dass diese der

Mehrdimensionalität von Raum gegenüber steht. Die Gleichzeitigkeit von Beziehungen sowie einer Beweglichkeit und Offenheit von Raum wird in ‚herkömmlichen‘ Karten nicht reflektiert (Massey 2005: 107; Rose 1993: 140). Zudem schließen Karten durch ihre Reduktion auf Oberfläche die Verbindung von Raum und Zeit aus, worauf insbesondere Massey aufmerksam macht (Massey 2005: 106).

Der US-amerikanische Geograph Nikolas Huffman (1997: 258ff.) bringt zudem die beiden zentralen Aspekte ‚sozialer Raum‘ und ‚Karten‘ zusammen. Was heutzutage vermeintlich universell als ‚Karte‘ verstanden und wahrgenommen wird, entspricht dem westlichen Modell einer Karte und geht aus dem westlichen Verständnis von sozialem Raum hervor. Jedoch produzieren verschiedene Kulturen aus verschiedenen sozialen Räumen auch sehr unterschiedliche Karten. So stehen Karten für die grafische Aufarbeitung einer sozial-konstruierten Realität und dienen zur Herstellung politischer und sozialer Räume in Verbindung zu Orten.

Während nach Lefebvre das Zusammenspiel der drei Ebenen soziale Räume konstituiert, ist es insbesondere der zweite Aspekt, Repräsentationen von Raum (*representations of space*), der auf die Verwendung von Wissen und Zeichen hinweist. So stehen bestimmte grafische Zeichen in bestimmten Kulturen für eine räumlich-geographische Markierung und können in ihrer Kombination beispielsweise eine Karte darstellen. Zudem argumentiert Huffman, „that maps are representations of space that use the graphic spatial grid of the inscription to construct an image of (social) spaces“ (ebd.: 260). Er bezieht sich hierbei auf die Euklidische Geometrie, welche meist zur Vermessung physikalisch räumlicher Verhältnissen verwendet wird. Dennoch existieren weitere, jedoch weniger verbreitete Ansätze, wie beispielsweise die Vermessung von Raum auf Basis unserer persönlichen Erfahrungen oder nicht-euklidischen Vermessungen wie sie u. a. in Karten von Native Americans vorzufinden sind (ebd.). Somit können ein kritisches Raumverständnis sowie der Ansatz der Produktion des Raumes normative und eurozentrische Raumvorstellungen, die sich in Karten widerspiegeln, sichtbar machen und herausfordern.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass für den Kontext dieser Arbeit eine kritische Auseinandersetzung mit Raum von zentraler Bedeutung ist. Raum ist nicht neutral, geschlossen oder existiert unabhängig von Zeit, sondern ist eben multidimensional, fluide und eng verwoben mit der zeitlichen Ebene. Raum wird, wie Lefebvre verdeutlicht, von sozialen, materiellen und diskursiven Aspekten beeinflusst und kann verändert werden. Postkolonialer urbaner Raum kann deshalb nur umfassend verstanden werden, indem diese Aspekte aus einer

historischen und gegenwärtigen sowie lokalen und globalen Perspektive analysiert werden und dabei die Verwobenheit von Macht und Raum einbezogen wird. Neben der Anwendung eines kritischen Raumverständnisses auf postkoloniale Städte fordert dies ebenso die Idee von herkömmlichen Karten heraus: zum einen lässt sich die Zweidimensionalität von Karten schwer mit der Komplexität von Raum sowie der Zeitlichkeit begreifen. Zum anderen ist ein positivistisches Raumverständnis zumeist in herkömmlichen Karten verankert, was dieses zu Norm werden lässt und alternative Zugänge zu Raumdarstellungen ausklammert.

2.4 Kritische Kartographie und *counter-mapping*

Neben einem kritischen Verständnis von postkolonialen, urbanen Räumen baut der nachfolgende Teil dieser Arbeit auf dem Ansatz der Kritischen Kartographie auf. Die Kritische Kartographie formierte sich als Theorie- sowie Praxisstrang und wirft, wie die Bezeichnung bereits erahnen lässt, eine Kritik an der dominanten Kartographie auf. Unter anderem lässt sich dazu die Praxis des *counter-mapping* zählen, auf die sich diese Arbeit in Verknüpfung mit der postkolonialen Stadt fokussiert. Der folgende Abschnitt umschreibt zunächst die Entstehung der Kartographie als wissenschaftliche Disziplin, sowie die Hintergründe und zentralen Annahmen der Kritischen Kartographie. Darauf folgend wird aufgezeigt, wie sich die Praxis des *counter-mappings* darin einfügt und welche Ziele und Herausforderungen diese umfasst.

2.4.1 Geschichte der Kartographie

A map says to you, 'Read me carefully, follow me closely, doubt me not.' It says, 'I am the earth in the palm of your hand. Without me, you are alone and lost.' (Harley 1989: 1)

Karten spielen in unserer heutigen Welt eine zentrale Rolle. Sie verschaffen uns Orientierung, geben uns Anweisungen und zeigen uns den Weg von A nach B. Dass Karten diesen Stellenwert haben, war jedoch nicht immer so und hat sich im Laufe der langen Geschichte der Kartierung gewandelt. Kartierung existiert seit jeher; die ältesten überlieferten, und als solche definierten Karten lassen sich im Babylonischen Reich verorten. Der US-amerikanische Geograph Denis Wood hebt hervor, dass insbesondere das 15. und 16. Jahrhundert einen wichtigen Einfluss auf die Nutzung von Karten darstellen. Ab diesem Zeitraum wurden große Teile der Erde vor allem durch europäische Staaten systematisch erfasst und kartiert. Während also um 1400 Karten in ihrer Verwendung noch wenig

verbreitet waren, waren sie um 1600 bereits ein viel verwendetes Instrument (Wood 2010: 19-23, 27). Dieses wurde zumeist im Auftrag von Staaten eingesetzt, um nicht zuletzt imperiale Interessen durchzusetzen und Kolonialismus zu legitimieren (Harley 1988: 57-60). Da dieser historische Aspekt für diese Arbeit von Bedeutung ist, wird die Rolle von Kartierung im Kolonialismus hier etwas ausführlicher dargelegt.

Grundsätzlich wurden Karten im 16. und 17. Jahrhundert meist aus militärischen und strategischen Gründen oder kommerziellen Interessen geheim gehalten und eine Weiterverbreitung wurde unterbunden (ebd.: 60ff.). Sie waren in der Kolonialzeit grafische Instrumente, die für die Umsetzung und Legitimierung kolonialer Projekte wie Landnahme, Grenzziehungen oder Unterdrückung von Indigenen von zentraler Bedeutung waren. So wurden Regionen beispielsweise als unbewohntes und bedeutungsloses Land kartiert, das folglich eingenommen werden konnte. Dies ging häufig einher mit einer Feminisierung von Landschaften und der Zuschreibung von Land als Symbol indigener Frauen, was ebenso als Legitimationsgrund für die Unterwerfung und Kontrolle beider herangezogen wurde (Pavlovskaya 2009: 37). Crampton (2010: 144-155) bringt in diesem Kontext zudem die Verbindung zwischen Kartierung und der Konstruktion von *race* auf. Die eurozentrische Differenzierung und Homogenisierung zwischen dem ‚wir‘ und ‚den Anderen‘ weitete sich vor allem in der Kolonialzeit auf eine globale Ebene aus und wird besonders ab dem 17. Jahrhundert in thematische Karten widergespiegelt: Menschengruppen wurden als homogene und stereotypisierte Gruppe dargestellt, mit häufigem Rückgriff auf vermeintlich wissenschaftlich eugenischen Theorien. Wie sich hier abzeichnet, nahmen Karten, wie für koloniale Macht- und Gewaltausübung eine bedeutsame Rolle ein und wurden für die Etablierung kolonialrassistischer Diskurse, welche bis heute fortbestehen (s. Kapitel 2.2) herangezogen.

Mit der ansteigenden Verwendung von Karten im Laufe der Jahrhunderte wurde dem Wissen und vor allem der Technik von Kartierung immer mehr Bedeutung zugeschrieben, was ab dem 19. Jahrhundert zu einer Professionalisierung des Feldes führte. Als ein wichtiges Werk ist dabei *Die Kartenwissenschaft* des deutschen Geographen Max Eckert (1921, 1925) zu nennen, welcher darin die Kartographie als akademische Disziplin sowie die Kategorisierung und Normierung von Karten anstrebte. Eine weitere wichtige Person im Zuge der Verwissenschaftlichung von Karten ist der US-amerikanische Geograph Arthur Robinson. Dieser war im Zweiten Weltkrieg beim *Office of Strategic Services (OSS, später CIA)* für die Erstellung von für das Militär relevanten, ‚neutralen‘ und verlässlichen Karten zuständig (Crampton 2010: 53f.). A. Robinson wird auch als „dean of modern cartography“ (ebd.: 55)

bezeichnet, da er nach dem Krieg weiterhin an der Formalisierung und Kategorisierung innerhalb der Kartographie beteiligt war. Basierend auf einem positivistischen Ansatz lehnte er künstlerische Karten ab, da ihm diese zu subjektiv erschienen, und fokussierte sich auf Funktionen und Qualität sowie einer vermeintlichen Objektivität von Karten. Darin eingeschrieben ist gleichermaßen ein absolutes Raumverständnis, welches von einer möglichen Vermessung und zwei- bzw. dreidimensionaler Darstellung von Raum ausgeht, wie in Kapitel 2.3.2 verdeutlicht. Der damals konstruierte Dualismus zwischen ‚künstlerischer‘ und ‚wissenschaftlicher‘ Karte ging einher mit konträren Zuschreibungen wie subjektiv – objektiv, inakkurat – akkurat, alt – modern, imaginär – faktenbasiert etc. und prägte damit die Geschichte der Kartographie nachhaltig (ebd.: 56f.).

Zur weiteren Theoretisierung und der Frage der Funktion von Karten wurde in den 1960er Jahren, beeinflusst von A. Robinson, das *map communication model* entwickelt, bei dem Informationen durch den Kartographen bzw. die Kartographin in der Karte kodiert und von dem Rezipienten bzw. der Rezipientin dekodiert werden. Abbildung 2 zeigt ein vereinfachtes *map communication model*, in dem auch mögliches Feedback des Rezipienten bzw. der Rezipientin an den Kartographen bzw. die Kartographin zurückgegeben werden kann. Wird die geographische Information von der Leserin bzw. dem Leser nicht korrekt aufgenommen, so lässt sich dies innerhalb des Modells auf Störfaktoren wie schlechtes Kartendesign oder ungünstige Lesekonditionen zurückführen. (Crampton 2010: 59)

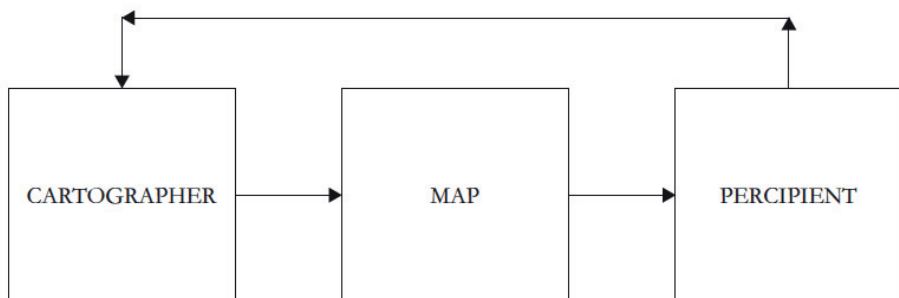


Abbildung 2: Vereinfachtes *map communication model* (Crampton 2010: 59)

Das Karten-Kommunikationsmodell etablierte sich im Feld u. a. durch die *International Cartography Association (ICA)*, gegründet 1959 (ICA 2021), sowie in fortschreitenden technischen Entwicklungen des Feldes (Crampton 2010: 58). In den 1960ern wurden Geographische Informationssysteme (GIS) geschaffen, die bis heute die Grundlage zur

Erfassung, Verwaltung und Analyse geographischer Daten darstellen. Im Zuge dessen entstanden GIS Unternehmen wie u. a. *ESRI* und Softwares wie *ODYSEY*, und es wurden zum ersten Mal Satellitenbilder für die Datensammlung verwendet (ebd.: 60). Die Entstehung dieser Techniken, welche an ein positivistisches Raumverständnis (s. Kapitel 2.3.2) anschließt, ist vor allem an Universitäten in den USA zu verorten und wurde zum Kalten Krieg stark von der US Regierung im Zuge des Aufbaus von Sicherheitsinstitutionen gefördert (Pickles 2004: 33). Heutzutage wird GIS als ein zentrales Instrument der Datenverarbeitung eingesetzt und ist in allen möglichen Branchen, von Versorgungs-, Bau- oder Verkehrswesen bis zu Bildung, Industrie, Landwirtschaft und öffentlicher Sicherheit, verbreitet (Esri Deutschland 2021).

Im Zuge der Entwicklungen der Kartographie hat sich auch das Begriffsverständnis von ‚Karte‘ und ‚Kartographie‘ verändert. Um eine gemeinsame Definitionsgrundlage sowie einen gemeinsamen Ausgangspunkt der kritischen Ansätze zu schaffen, soll im Folgenden kurz auf die beiden Begrifflichkeiten aus Perspektive der dominanten Kartographie eingegangen werden. Dabei dienen die Begriffsbestimmungen der *ICA* aufgrund ihrer internationalen Rolle als kartographischer Dachverband als Grundlage.

Der Begriff ‚Kartographie‘ wird von der Organisation als „the discipline dealing with art, science and technology of making and using maps“ (ICA 2021) beschrieben. Spannend ist dabei, neben der Wissenschaft und Technologie, der miteinbegriffene Aspekt von Kunst, welcher in vorangegangenen Definitionen nicht Teil war (ebd.) und den A. Robinson, der zeitweise auch Präsident der *ICA* war, wie erwähnt, in der Kartographie ablehnte. Deutlich wird in dieser Definition das Verständnis von Kartographie als eigenständige Disziplin, was dem Weg der Verwissenschaftlich folgt.

Der zweite relevante Begriff, der im Rahmen dieser Arbeit einer Abgrenzung bedarf, ist der der ‚Karte‘. Als die Erstellung und Verbreitung von Karten im 17. Jahrhundert populär wurde, verstand man darunter zunächst eine Repräsentation eines kleinen Ausschnitts der Erde (Wood 2010: 18). Die *ICA* definiert Karten heute als „symbolised representation of geographical reality, representing selected features or characteristics, resulting from the creative effort of its author’s execution of choices, and is designed for use when spatial relationships are of primary relevance.“ (ICA 2021) Im Vergleich zum Kartenverständnis des 17. Jahrhunderts wird in dieser Definition verdeutlicht, dass Karten grundsätzlich komplexer sind als die Repräsentation eines Bereichs der Erde. So bezieht die *ICA* hier die Auswahl und Beschränktheit von Karten sowie die Entscheidungsmacht der Autorin bzw. des Autors mit ein, und entfernt sich damit einen Schritt von einer vermeintlichen Objektivität und

Neutralität von Karten. Ansatzweise deutet dies auf eine hinterfragende Auseinandersetzung mit dem herkömmlichen und wissenschaftlich dominanten Kartenverständnis hin, was sicherlich auch den Einflüssen der Kritischen Kartographie zu verdanken ist. Wie sich die Kritik an der dominanten Kartographie als Theorie und Praxis entwickelte und mit welchen Themen sich kritische Kartograph*innen beschäftigen, wird im kommenden Abschnitt aufgezeigt.

2.4.2 Entstehung der Kritischen Kartographie

Die Ursprünge der Kritischen Kartographie lassen sich in den späten 1980ern und frühen 1990ern verorten. Verschiedene Autor*innen weisen jedoch darauf hin, dass es auch schon davor eine kritische Auseinandersetzung mit herkömmlichen Karten gab, welche häufig in marginalisiertem und lokalem Wissen verankert war (Wood 2010: 120f.). Ein Beispiel, welches diese historische Dimension der Kritik in diesem Kontext erfasst, ist die heute weit verbreitete, winkeltreue Weltkarte des deutschen Kartographen Gerhard Mercator aus dem 16. Jahrhundert, die zu seiner Zeit eine Kritik an Projektionen aus der Renaissance sowie an Karten von Seefahrer*innen war. Ca. drei Jahrhunderte später stand jedoch die Mercator-Projektion aufgrund falscher Flächenproportionen selbst in direkter Kritik; der Schotte James Gall brachte als Gegenstück 1855 eine flächentreue Weltkarte heraus. Eine identische Projektion wurde von dem Deutschen Arno Peters 1967 veröffentlicht und ist heute als Peters-Projektion bekannt (ebd.: 126f.). Peters' zentrale Kritik an der Mercator-Projektion war Eurozentrismus, da in der Darstellung kleine westliche Länder unverhältnismäßig viel Raum und Sichtbarkeit erlangen. So brachte er durchaus ein politisches Verständnis von Karten mit (Crampton 2010: 92,94).

Karten als politisch aufzufassen ist innerhalb der Kritischen Kartographie ein zentrales Element. Die Verwissenschaftlichung und Akademisierung der Kartographie schloss mit dem Fokus auf Objektivität und Funktionalität gleichzeitig ein a-politisches Verständnis von Karten mit ein (Crampton/Krygier 2005: 19f.). Geograph*innen ab den 1980er Jahren kritisierten vermehrt diese Annahme der Neutralität und zeigten auf, wie Karten machtvoll wirksam und politisch sind. Dabei wird häufig auf die Veröffentlichung von Wood und Fels im Jahr 1986 zur Dekonstruktion der *Official State Highway Map of North Carolina* hingewiesen, in der sie aufzeigen, wie die Karte als Interessensinstrument des Staates eingesetzt wird. So (Harley 1989: 9). Aber auch weitere Autoren (hier nur Männer) wie Brian Harley, David Woodward, Robert Rundstrom oder John Pickles brachten zu dieser Zeit die

Kritische Kartographie auf akademischer Ebene stark voran und hinterfragten mit ihren Arbeiten die hegemonialen Vorannahmen der dominanten Kartographie (Wood 2010: 120). Jedoch auch auf nicht-akademischer Ebene entstanden während dieser Zeit gegenhegemoniale Kartierungsprojekte, zunächst vor allem im Bereich indigener Kartierung. Mit der Dekolonisation sowie der Bürger*innenrechtsbewegung in den USA trat vermehrt die Frage von Landrechten indigener Bevölkerungsgruppen auf. Im Rahmen des *Inuit Land Use and Occupancy Projects* 1976 wurden, beeinflusst durch die Anthropologie und *Mental Maps*, biographische Karten erstellt, die eine zentrale Rolle in den Verhandlungen der Inuit in Kanada um ihr Land spielten. Gleichzeitig wurde damit die ‚Wissenschaftlichkeit‘ von Karten in Frage gestellt und neue Kartierungsmöglichkeiten eröffnet. Indigene Kartierung verbreitete sich zunächst in den 1970er Jahren in den USA und später auch in Asien, Afrika und Lateinamerika (ebd.: 129-132). Dabei wird der Methode vor allem in Landfragen eine große Bedeutung zugeschrieben: „More indigenous territory has been claimed by maps than by guns. This assertion has its corollary: more indigenous territory can be reclaimed and defended by maps than by guns.“ (Nietschmann 1995: 37)

Neben indigenem *mapping* haben sich im Laufe der Jahrzehnte weitere kritische Kartierungspraktiken herausgebildet, wie kollektives oder partizipatives Kartieren, feministisches Kartieren oder *counter-mapping* (s. Kapitel 2.4.4), die von verschiedensten Akteur*innen wie Aktivist*innen oder Künstler*innen angewendet werden (Kim 2015: 215). Zudem hat sich die Technologisierung und Digitalisierung auf den Zugang zur Kartierung ausgewirkt: war es früher ein Instrument in der Hand von Staaten oder Akademiker*innen, so können heute zahlreiche Menschen über Computer oder Handys sehr einfach Karten erstellen. Crampton und Krygier sprechen dabei von „people’s cartography“ (Crampton/Krygier 2005: 17), merken jedoch auch an, dass die Voraussetzung dafür der Zugang zur Technik ist, welcher intersektional ungleich verteilt ist (ebd.: 19). Folglich hat sich im Rahmen dieser Entwicklungen u. a. die Methode des partizipativen Kartierens in den letzten Jahren stark verbreitet und beispielsweise Projekte wie *OpenStreetMap* auf Basis von *Open Source Mapping* hervorgebracht (Michel 2021: 144). Diese Veränderung bringt nicht nur die Aneignung eines machtvollen Instruments durch die Gesellschaft mit sich, sondern auch eine ‚Entdisziplinierung‘, also eine Loslösung vom alleinigen akademischen Kontext und festgefahrenen Disziplinen (Crampton/Krygier 2005: 12) hin zu Transdisziplinarität, Demokratisierung und Partizipation (vgl. Kim 2015). Ferner werden Karten vermehrt im künstlerischen Kontext integriert und verwendet, häufig verknüpft mit einer Form von Gesellschaftskritik (Michel 2021: 151).

Wie Crampton und Krygier (2005: 12) erläutern, ist die kritische Bewegung innerhalb der Kartographie Teil einer größeren Veränderung, die in den 1980er Jahren mit der Kritik der Kartographie begann und sich bis heute weiterentwickelt und neue Diskurse und Praktiken hervorbringt. So wird beispielsweise Harleys Werk *Deconstructing the Map* (1989) häufig als zentrales Werk der Kritischen Kartographie angeführt, innerhalb dieser mittlerweile jedoch auch kritisiert, da Harley darin „a somewhat old-fashioned masculine perspective and state-centric view of power“ (Dodge/Perkins 2015: 38) transportiert und zudem alternative Formen der Kartierung außenvorlässt. Ebenso mit Blick auf die gegenwärtigen Entwicklungen der Kritischen Kartographie macht die chinesische Stadt- und Raumforscherin Kim Annette (2015: 216) darauf aufmerksam, dass das Potential der Kritischen Kartographie von Demokratisierung und Teilhabe noch nicht ausgeschöpft ist und weiter gestärkt werden kann. Dabei nennt sie strategische Ansätze wie vermehrte Selbstreflektion der Kartograph*innen, Bewusstsein über (Nicht-)Darstellung von Dingen auf der Karte und die verstärkte Auseinandersetzung mit der Beziehung der Karte und der Gesellschaft, beispielsweise welchen Wandel ein Kartierungsprojekt hervorrufen kann.

Es wird deutlich, dass die Kritische Kartographie auf eine theoretische und praktische Basis, die vor allem in den 1980ern entstand, zurückgreift. Dennoch ist das Feld ein recht junges, das von stets neuen technischen und digitalen, aber auch gesellschaftlichen und sozialen Entwicklungen beeinflusst und durch neue Akteur*innen wie Künstler*innen oder der Zivilgesellschaft geformt wird.

2.4.3 Aspekte der Kritischen Kartographie

Bevor nun auf eine Definition sowie die zentralen Aspekte der Kritischen Kartographie eingegangen wird, steht eine kurze Skizzierung des Verständnisses von Kritik, welches dem Feld zugrunde liegt, an.

Kritik wird in der Kritischen Kartographie als politisch und eng verknüpft mit Macht und Wissen verstanden: „The purpose of critique is not to say that our knowledge is not true, but that the truth of knowledge is established under conditions that have a lot to do with power. Critique is therefore a politics of knowledge.“ (Crampton 2010: 16) Kritik nimmt hier folglich die Grundlagen des Entscheidungswissens in den Blick und situiert Wissen in spezifischen historischen und geographischen Räumen. Dabei werden Denkkategorien herausgefordert, bestehende Kategorien dekonstruiert und Alternativen aufgezeigt. Dieser Ansatz von Kritik geht auf die Frankfurter Schule und Kritische Theorie zurück und setzt zugleich an Foucaults

Arbeit zur Verwobenheit von Macht und Wissen an. Wird dies auf das Feld der Kartographie angewendet, so tauchen verschiedenste Fragestellungen auf, u. a.: Welche Wahrheiten beansprucht die Kartographie für sich? Welches Wissen produzieren Karten und welche Effekte hat dies? (ebd.: 10, 13-16) Wie hat sich Wissen und Macht in der Kartographie historisch gefestigt? (Crampton/Krygier 2005: 13).

Innerhalb der Kritischen Kartographie werden die genannten Themen wie bereits erwähnt zum einen auf theoretischer, aber auch auf praktischer Ebene behandelt, wie auch Crampton und Krygier in ihrer Definition aufzeigen: „We define critical cartography as a one-two punch of new mapping practices and theoretical critique. Critical cartography challenges academic cartography by linking geographic knowledge with power, and thus is political.” (ebd.: 11) Daran anknüpfend lassen sich nach Crampton (2010: 17) vier Grundsätze der Kritische Kartographie zusammenfassen, die jedoch keinesfalls als abgeschlossene Zusammenstellung verstanden werden sollen, sondern vielmehr als Leitfaden für kritische Kartierungsprojekte aufgegriffen werden können. Im Folgenden werden anhand dieser Aspekte die zentralen Ansätze und Kritikpunkte der Kritischen Kartographie dargestellt und um einen – meines Erachtens nach – weiteren wichtigen Grundsatz ergänzt.

a) Unhinterfragte Annahmen herausfordern

Ein zentrales Anliegen ist zunächst, Wissensordnungen und ungeprüfte Annahmen hinterfragen. Die zugrunde liegende Voraussetzung für dieses Vorhaben ist die Anerkennung davon, dass Wissen nicht als solches existiert, sondern produziert wird (ebd.: 15). Daraus lässt sich folgern, dass Karten zur Sammlung und Organisation von Wissen über die Erde zwar sehr nützlich sind, jedoch dieses Wissen stets begrenzt ist und zumeist unhinterfragt bleibt (ebd.).

Ein Zugang, um die Konstruktion von Kartenwissen aufzudecken, ist eine semiotische Analyse von Karten, also die Untersuchung von Zeichen und Repräsentationen in einer Kartierung. So kann beispielsweise anhand der Analyse der Symbole, der Farbauswahl oder des Designs aufgezeigt werden, wie Karten ein bestimmtes Narrativ erzählen, Mythen (vgl. Barthes 2012) transportieren und damit nicht natürlich sind (Harley 1989: 7-11), wie auch Wood aufzeigt:

[T]here is nothing natural about a map. It's a cultural artifact, an accumulation of choices made among choices every one of which reveals a value: not the world, but a slice of a piece of the world; not nature but a slant on in; not innocent, but loaded with intentions and purposes; not directly, but through a glass; not straight, but mediated by words and other signs; not, in a word, as it is, but ... in code. And of course it's in code: all meaning, all significance derives from codes, all intelligibility depends on them. (Wood 2010: 78)

Wood verdeutlicht die Wichtigkeit von Codes und weist darauf hin, wie diese die Bedeutung der Karte beeinflussen und verzerren können. Codes kommen dabei in Karten auf unterschiedlichste Weisen vor: linguistisch, ikonisch, zeitlich, thematisch, historisch, rhetorisch, tektonisch (ebd.: 81f.).

All dies ist von Bedeutung, um die vermeintliche Neutralität der Karte und deren transportiertes Wissen und Repräsentationen aufzudecken, beispielsweise in gefälschten oder zensierten Karten, wie sie in der Geschichte der modernen westlichen Kartographie existieren (Harley 1989: 7-11). Aber auch das bereits genannte Beispiel der *Official State Highway Map of North Carolina* kann durch eine Dekonstruktion der Karte die Interessen des Staates hinter der Karte aufdecken. Basierend auf einer semiotischen Analyse transportiert laut Wood und Fels (1986) die Gestaltung der Karte und der Legende das Narrativ, „that roads really *are* what North Carolina’s all about“ (ebd.: 60) und dass alle wichtigen Orte wie Städte oder Freizeitplätze mit dem Auto erreichbar sind – sonstige Verkehrsmittel sind nicht abgebildet. Anhand dieses Beispiels wird deutlich, dass Karten stets nur einen Ausschnitt von Wissen und Informationen transportieren und dahinter bestimmte Interessen stehen können. Durch eine Dekonstruktion, beispielsweise mittels eines semiotischen Ansatzes, kann dieses vermeintlich neutrale Wissen hinterfragt werden. Wird Wissen folglich als ein Ausschnitt erkannt, eröffnet dies zudem die Möglichkeit, den Blick für weitere Wissensformen zu erweitern (Crampton 2010: 17).

b) Verortung von Wissen: historisch, räumlich

Um die Grenzen und die Situiertheit von Wissen aufzuzeigen, kann als zweiter Aspekt der Kritischen Kartographie die historische und zeitliche Einbettung sowie die Verräumlichung von Wissen genannt werden. Historisch gesehen existierte in verschiedenen zeitlichen Kontexten und aus verschiedenen Perspektiven stets unterschiedliches Wissen, und dies ist auch heute noch der Fall (Crampton 2010: 17). Zudem wird häufig angenommen, dass neben dem gesellschaftlichen, historischen Kontext Karten unabhängig von Zeit entworfen werden und ausschließlich Raum kodieren. Autor*innen der Kritischen Kartographie betonen jedoch, dass Zeit ebenso in Karten eingeschrieben ist (Kitchin/Dodge 2007: 331; Wood 2010: 93f.). „Every map is out-of-date before it’s printed“ (Wood 2010: 93) bringt überspitzt die Zentralität von Zeit in Karten auf den Punkt. Dieser Zugang knüpft an das kritische Raumverständnis und der damit implizierten Verwobenheit von Raum und Zeit an, wie in Kapitel 2.3.2.2 aufgezeigt.

Die Verräumlichung – also geographische und kulturelle Verortung – von Wissen ist deshalb von Bedeutung, um Kartenwissen und räumliches Wissen in Orte einzubetten und zu erkennen, dass „cartographic facts are only facts within a specific cultural perspective“ (Harley 1989: 3)

Eine historische, zeitliche und räumliche Verortung von Wissen trägt dazu bei, von einer Normalisierung und Universalisierung von Kartenwissen abzukommen und (Crampton 2010: 17).

c) Wissen und Macht

Als dritten Aspekt nennt Crampton (2010: 17) die Verknüpfung von Wissen und Macht. Dabei sieht er die Notwendigkeit, geographisches Wissen stets als beeinflusst durch historische, ökonomische und soziale Faktoren zu verstehen (siehe Punkt a) und b)), und folglich in Bezug zu Macht, zu verstehen. Karten werden durch diese Perspektive unvermeidlich politisch.

Auch Harley fokussiert sich in seinen ersten Veröffentlichungen auf den Machtaspekt in der Kartographie. Er unterscheidet dabei zwischen externer und interner Macht. Mit extern umfasst er die Tätigkeit, wenn Macht auf die Kartographie ausgeübt wird und damit externe Bedürfnisse abgebildet werden. Als Beispiele nennt er Regierungspersonen oder auch Kirchen, die sich Kartierungsprojekte für eigene Zwecke zu Nutze machen, insbesondere in westlichen Gesellschaften zur Festigung von Staaten, Grenzen oder zur Bevölkerungskontrolle. Karten waren eben für lange Zeit Instrumente in den Händen von Staaten und erlangten dabei nicht zuletzt juristische Macht (Harley 1989: 12). Neben der konkreten Umsetzung der Kartierung spielt ebenso Zensur, absichtliches Schweigen oder Geheimhaltung eine Rolle, und somit all das, was nicht abgebildet oder veröffentlicht wird. So wurde beispielsweise im 16. Jahrhundert der Zugang und das Wissen zu Karten durch europäische Staaten und Herrscher*innen kontrolliert. Aber auch religiöse Karten verschleierten religiöse Orte anderer Religionen (Harley 1988: 59). Karten können also dominante politische Strukturen stützen, jedoch auch von gegen-hegemonialen Gruppen angeeignet werden und nützlich sein (vgl. Wood/Fels 1993), wie z. B. im Ansatz des *counter-mappings*.

Die interne Macht in der Kartographie bezieht sich laut Harley auf die Macht der Kartographin bzw. des Kartographen. Zum einen besitzen Kartograph*innen das Wissen zur Kartenerstellung, zum anderen müssen sie im Prozess der Kartierung zahlreiche

Entscheidungen bezüglich Kategorisierung, Abstraktion, Ausschnitt, Kodierung, was wird abgebildet und was nicht etc. treffen.

Durch interne sowie externe Einwirkungen werden Machtverhältnisse automatisch in Karten eingebettet. Um die Strukturen von Macht und Wissen in Karten aufzudecken, ist es folglich hilfreich, den Entstehungshintergrund zu rekonstruieren und wie in Punkt b) aufgezeigt eine räumliche und historische Einbettung vorzunehmen (Harley 1989: 12f.). Des Weiteren schlägt Wood vor, Karten nicht als Spiegelbild der Welt zu betrachten, sondern als einen Vorschlag oder eine Sichtweise, die Existenz von Dingen auf der Welt darzustellen – und impliziert dabei die Begrenztheit von Wissen (siehe Punkt a)): „The easiest way to unleash the power of the map would be to get real about the fact that maps are propositions.“ (Wood 2010: 39) Damit wird auch die sog. interne Macht in der Kartographie entkräftet, da die Entscheidungen, welche Kartograph*innen treffen, folglich auch nur als eine Sichtweise verstanden werden können.

Grundsätzlich ist also anzuerkennen: Karten haben Macht, sie sind keinesfalls neutrale oder passive Tools, sondern sie sind aktiv, produzieren Wissen und Realitäten (Crampton 2010: 18f.): „Power is a measure of work. Which is what maps *do*: they *work*.“ (Wood 2010: 1) Diese Aktivität von Karten in Verbindung mit Macht- und Wissensstrukturen zu reflektieren und Anzuerkennen ist innerhalb der Kritischen Kartographie und kritischen Kartierungspraktiken wesentlich, insbesondere, um sich Karten und Kartierung anzueignen. Denn durchaus kann die Macht der Karten, wie bereits erwähnt, nicht nur von dominanten Akteur*innen beansprucht, sondern von allen genutzt werden, und damit auch kritisches Wissen und gesellschaftlichen Wandel herbeirufen (Crampton 2010: 18f.).

d) Emanzipation und Aktivismus

Als ein weiterer Grundsatz der Kritischen Kartographie kann Emanzipation und Aktivismus genannt werden. Dies knüpft an den vorhergehenden Abschnitt bezüglich der Aneignung von Kartierung und Karten als machtvolle Instrumente an. Kritische Kartierung als aktivistisches Projekt hat zum Ziel, sich gegen hegemoniales Wissen zu stellen, dieses aufzudecken und neue Formen zu erarbeiten (Crampton 2010: 17). Beispiele dafür sind u. a. indigene Kartierungspraktiken, die ihre eigene Kosmvision in Karten einbetten (kollektiv orangotango+ 2018: 16), oder kollektives Kartieren, bei dem alle Personen zu Expert*innen und Kartograph*innen werden (kollektiv orangotango o. J.: 4). Ein weiterer Zugang ist überdies das in dieser Arbeit relevante *counter-mapping*. In Kapitel 2.4.4 wird dieser Ansatz

ausgeführt und damit der aktivistische Bestandteil der Kritischen Kartographie nochmals veranschaulicht.

e) Feministische Perspektiven

Einen zentralen Punkt, den Crampton nicht explizit in seine Grundsätze der Kritischen Kartographie inkludiert, sind feministische Ansätze. Feministische Kritik wirft zum einen den Blick auf die Rolle von Frauen* in der Kartographie, zum anderen auf vergeschlechtlichte Formen der Wissensproduktion und Kartierungspraktiken. So sollte, wie im kommenden Abschnitt argumentiert wird, neben der Historisierung und Verräumlichung in gleicher Weise die Situietheit der Akteur*innen der Kritischen Kartographie sowie dem Feld als solches als ein Pfeiler der Kritischen Kartographie gelten.

Historisch gesehen treten hauptsächlich Männer als Akteure in der Kartographie auf. Allerdings machen verschiedene Autor*innen darauf aufmerksam, dass Frauen im Feld der Kartographie ebenso historisch präsent, jedoch unsichtbar und unerforscht sind (Pavlovskaya/Martin 2007: 585f.). Sie waren lange Zeit von der Bildung und Wissenschaft der Kartierung ausgeschlossen, waren jedoch seit Beginn der Erstellung von Karten und Atlanten, beispielsweise in der Produktion oder im Druck, daran beteiligt (vgl. Huffman 1997: 265; Pavlovskaya/Martin 2007: 585f.; Van den Hoonaard 2013). Eine steigende Präsenz feministischer Geograph*innen und Kartograph*innen ist seit den 1980er Jahren merklich (Huffman 1997: 255f.). Allerdings bleibt das Feld männlich dominiert, wie z. B. an der Anzahl der zitierten männlichen und weiblichen Autor*innen in den letzten Abschnitten herauszulesen ist.

Feminist*innen leisten in der Kartographie wichtige kritische Arbeit und machen auf vergeschlechtlichte Aspekte aufmerksam, wie beispielsweise Sexismus in Forschungsfragen oder Texten. Zudem wurden seit Beginn der feministischen Kartographie vorurteilsbehaftete Vorstellungen über Frauen* herausgefordert, darunter eine vermeintlich mangelnde, räumliche Vorstellungskraft oder die Idee, Frauen* können keine Karten lesen (Huffman 1997: 255f.). Überdies wurde unter Einfluss feministischer Kritik von u. a. Haraway die männlich dominierte Wissensproduktion hinterfragt (Pavlovskaya 2009: 37). Haraway konstruiert in diesem Zusammenhang den „disembodied“ (1988: 567), also körperlosen, distanzierten Wissenschaftler, der unvoreingenommen und von nirgendwo her beobachtet und Wissenschaft betreibt. Dieser Ansatz geht einher mit Objektivität und Universalität des produzierten Wissens, was – wie erwähnt – lange Zeit der Anspruch an Karten war bzw. ihnen zugeschrieben wurde. Wird nun die Frage aufgeworfen, wer diesen vermeintlich

universellen objektiven Blick hat, so wird schnell deutlich, dass wir es auch hier wieder mit intersektionalen Machtverhältnissen zu tun haben. Dem *weißen* heterosexuellen Mann werden dabei Kenntnisse der ‚neutralen, rationalen‘ Kartierung zugeschrieben; Frauen*, kolonisierte Subjekte, sexuelle Minderheiten oder Menschen mit Beeinträchtigung sind in der positivistischen Wissensproduktion ihm untergeordnet (Pavlovskaya/Martin 2007: 588). Mit der konstruierten Differenzierung zwischen Männern* und Frauen* sowie der Begründung, Frauen* würden zu sehr von Emotionen und ihren Körpern beeinflusst, wurden Orte der Wissenschaft, so auch der Kartographie, als privilegierte und exklusive Orte gehalten.

Ein feministischer Ansatz lehnt diese Form der Objektivierung sowie Vergeschlechtlichung von Wissen ab und versteht dieses stets als verortet. Haraway (1988) umfasst dies mit ihrem Konzept *situated knowledges* und betont, dass jegliches Wissen stets aus einer bestimmten Position oder Perspektive heraus entsteht und somit immer begrenzt ist (s. auch Punkt b) und Kapitel 1.4.2). Damit wird impliziert, dass eine alleinige, objektive Wahrheit nicht existiert und wir folglich aufgrund der Diversität von Wissen in Austausch miteinander treten müssen um die Welt zu verstehen (Pavlovskaya/Martin 2007: 587ff.). Für feministische Geograph*innen liefert die Epistemologie des situierten Wissens die Basis zur Herausforderung der einseitigen Wissensproduktion: „In contesting the masculinist vision of a universalised and transparently knowable space, feminist geographers have held up ‘the map’ as the quintessential symbol of masculinist wars of knowing, the ultimate representation of masculinist space.” (Huffman 1997: 256).

Doch feministische Kartographie widmet sich nicht nur der Kritik an positivistischen, maskulinen Wissensformationen, sondern strebt ebenso an, neue Forschungsansätze, Methoden und Kartierungspraktiken hervorzubringen, Hierarchien und Machtstrukturen zu destabilisieren sowie Kartierung zu demokratisieren. Konkret bedeutet dies, dass neue Fragestellungen auftauchen, bei denen beispielsweise genderrelevante Themen im Fokus stehen oder Frauen* zu Objekten der Forschung werden, sowie eine neue Beziehung zwischen dem wissenden Subjekt und dem untersuchten Objekt hergestellt wird (Pavlovskaya/Martin 2007: 592), siehe z. B. *The Women’s Atlas* (Seager 2018; Van den Hoonaard 2013: 273) oder *genderAtlas* (Projektkonsortium genderATlas 2021).

Möchte man den Versuch unternehmen, unter Einbezug der genannten Aspekte eine Definition von ‚Karte‘ herauszubilden, so wird deutlich, dass dies durchaus eine Herausforderung darstellt bzw. die Absicht einer universelle Definition in dem Bereich nicht vorhanden ist. Das Kartenverständnis ist nun mal gesellschaftlich und kulturell

unterschiedlich und ob wir etwas als Karte erkennen und nutzen, hängt davon ab, ob wir auf Basis unserer Sozialisation damit vertraut sind oder nicht (Crampton 2010: 42). So unterstreicht auch Crampton durch die Betitelung eines Buchkapitels die Abkehr von einer einheitlichen Definition: „Was ist eine Karte? Warum wir das nicht definieren können und warum es nichts ausmacht“ (ebd.). Ein Zugang zum Verständnis von Karten kann folglich auf den genannten Grundsätzen der Kritischen Kartographie basieren, jedoch nicht universalisiert werden.

In Hinblick auf die Grundsätze ist es von zentraler Bedeutung, diese nicht als isoliert, sondern – im Gegenteil – als miteinander verwoben zu verstehen und anzuwenden. Des Weiteren überschneiden sich die aufgezählten Punkte auch mit anderen kritischen Konzepten, wie beispielsweise in dieser Arbeit thematisiert, mit postkolonialen Ansätzen (Pavlovskaya 2009: 37). So machen einige Wissenschaftler*innen der Kritischen Kartographie auf die Verwobenheit von kolonialen Projekten und Kartierungen aufmerksam, was bereits in der Geschichte der Kartographie (s. Kapitel 2.4.1) dargelegt wurde.

2.4.4 Counter-mapping

2.4.4.1 Entstehung und Hintergrund

Die Praxis des *counter-mappings* geht auf verschiedene kritische Kartierungsansätze wie die *Mental Maps* Bewegung in den 1960er Jahre, die Kritische Kartographie, *Parish Mapping* und indigener Kartierung zurück (Wood 2010: 111). Sie existierte bereits vor 1995, als der Begriff als solcher zum ersten Mal aufkam (Rundstrom 2009: 317). Die US-amerikanische Soziologin Nancy Lee Peluso verwendete diesen in einer Projektarbeit in Indonesien. Als Gegenüberstellung zu den Karten des Staates und internationaler Geldgeber*innen wie der Weltbank wurden durch lokale Aktivist*innen Karten entwickelt. Dies hatte zum Ziel, sich Kartierungstechniken und -konventionen des Kolonisators, das heißt hier des indonesischen Staates, anzueignen und damit die Übergriffe auf die lokal ansässige Volksgruppe *Dayak* zu veranschaulichen (vgl. Peluso 1995). Der Ansatz des *counter-mappings* wurde im Anschluss daran von Anthropolog*innen in Südostasien aufgegriffen und weiterentwickelt und hat sich im Laufe der Zeit global entfaltet. Er ist bis heute eng mit Bestrebungen indigener Gruppen verknüpft, breitete sich jedoch auch auf andere Anwendungsfelder und Akteur*innen aus (Byrne 2018: 1). Insbesondere im 21. Jahrhundert wuchs die Kultur des *counter-mappings* und diversifizierte sich, sie bleibt allerdings weiterhin eine marginalisierte und unterfinanzierte Praxis (Rundstrom 2009: 317; Wood 2010: 111).

Anhand der Beispiele geht bereits hervor, dass *counter-mapping* seinen Ursprung als praktisches Projekt hat und eine größere theoretische Verknüpfung von Seiten Wissenschaftler*innen im Feld häufig vernachlässigt wurde. Im Falle einer – meist recht allgemeinen – Theorieeinbettung wurde es nicht selten Entwicklungstheorien, postkolonialer Theorie oder Ansätzen von ‚culture change‘ zugeordnet (Rundstrom 2009: 315). Einen zentralen und konsistenten Theoriehintergrund von *counter-mapping* stellt Lefebvres’ Ansatz zur Produktion von Raum dar, welcher ohnehin eine theoretische Grundlage dieser Arbeit darstellt (s. Kapitel 2.3.2.1). „Lefebvre’s *The Production of Space* has been used to explain the possible conceptualizations of space underlying the motives of participants in these projects.“ (Ebd.) Daran kann mit den beiden Geographen Sebastian Cobarrubias und John Pickles (2008) angeknüpft werden, die *counter-mapping* durch aktivistische Gruppierungen beschreiben, die damit den öffentliche Raum anfechten, ihn neu produzieren und dadurch neue Möglichkeiten für Bürger*innenschaft eröffnen (mehr zu den Zielen in Kapitel 2.4.4.3). Grundsätzlich kann mit der Raumauffassung nach Lefebvre das Verständnis von Raum in *counter-mapping* Projekten theoretisiert und erfasst werden. Was hingegen bislang kaum erforscht ist, ist die Rolle von einzelnen Akteur*innen und Gruppen in solchen Projekten sowie die Auswirkungen von *counter-mapping* auf einen kulturellen, gesellschaftlichen oder umweltpolitischen Wandel (Rundstrom 2009: 315).

2.4.4.2 Was ist *counter-mapping*?

Bevor die Ziele und Herausforderungen von *counter-mapping* dargestellt werden, folgt zunächst eine Erläuterung des Begriffs inklusive verschiedener Begriffsverständnisse.

Aufgrund der vielfältigen Verwendung der Bezeichnung *counter-mapping* in unterschiedlichen Kontexten und von unterschiedlichen Menschen ist eine deckungsgleiche Definition nicht vorzufinden (Dalton/Stallmann 2018: 95). Grundsätzlich kann *counter-mapping* als eine praktische Methode der Kritischen Kartographie verstanden werden, welche sich gegen dominante Machtstrukturen innerhalb sowie außerhalb der Kartographie richtet, wie die US-amerikanischen Geographinnen Harris und Hazen erläutern: „We understand counter-mapping as any effort that fundamentally questions the assumptions or biases of cartographic conventions, that challenges predominant power effects of mapping, or that engages in mapping in ways that upset power relations.“ (Harris/Hazen 2006: 115) Cobarrubias ergänzt, dass sich die Praxis zumeist gegen machtvolle Produzent*innen von Karten oder Räumen, wie der Staat, der Privatsektor oder anderweitige, richtet, und explizit Politik, Aktivismus und Engagement in den Vordergrund stellt (Cobarrubias 2010: 595). Andere Autor*innen grenzen

ihr Begriffsverständnis weiter ein und legen beispielsweise einen Fokus auf indigene Räume (Byrne 2018: 1). Diese Arbeit orientiert sich jedoch an der breiteren Definition von Harris und Hazen, da diese inhaltlich mit der postkolonialen Stadt und Theorie vereinbar ist.

Um die Vielfalt von *counter-mapping* besser erfassen zu können, haben verschiedene Wissenschaftler*innen den Versuch unternommen, *counter-mapping* zu kategorisieren. Rundstrom (2009: 314ff.) differenziert – auf Basis von Nancy Pelusos Analyse und zahlreichen weiteren *counter-mapping* Projekten – zwischen einer top-down und einer bottom-up Strategie. Der top-down Ansatz geht dabei von internationalen NGOs oder Institutionen wie beispielsweise die United Nations (UN) mit professionellen Kartograph*innen aus, während bottom-up meist durch lokale Bevölkerungsgruppen oder NGOs als Zeichen von Widerstand initiiert wird. Andere Autor*innen verstehen *counter-mapping* ausschließlich als bottom-up Praxis, da diese als gegenhegemonialer Ansatz nur außerhalb von Institutionen und Unternehmen entstehen kann. (Dalton/Stallmann 2018: 93ff.). Auch in dieser Arbeit liegt in Anbetracht der vorangegangenen Definition der Fokus auf einem bottom-up Ansatz von *counter-mapping*, bei denen lokale und zivilgesellschaftliche Akteur*innen postkolonialer Städte wie Wien im Zentrum stehen.

Eine weitere Differenzierung von *counter-mapping* Ansätzen bringen Dalton und Stallman (siehe auch Wood 2010) hinsichtlich verschiedener kultureller und politischer Situationen auf. So kann es eine direkte Form der Konfrontation von asymmetrischen Machtbeziehungen sein, wie häufig in Kartierungsprojekten um Landnutzung. Als zweites wird in Bezug auf die semiotische Ebene *counter-mapping* als linguistischer Gegenvorschlag zu herkömmlichen Karten genannt (2018: 99). Als drittes kann die Praxis eine geplante, kreative, soziale Formation annehmen, bei der sich aktivistische Gruppierungen dafür einsetzen, Raum neu zu denken, wie zum Beispiel das *Counter Cartographies Collective (3Cs)*. So kann je nach Kontext eine andere Form in den Vordergrund rücken. Meines Erachtens schließt sich jedoch die Gleichzeitigkeit dieser keinesfalls aus, sondern sie überlappen sich und greifen häufig ineinander.

Bevor im Folgenden auf die Ziele von *counter-mapping* eingegangen wird, soll noch eine weitere Abgrenzung des Begriffs in Bezug auf weitere Bezeichnungen vorgenommen werden. So tauchen in der Literatur rund um die Praxis der Kritischen Kartographie und des *counter-mappings* verschiedenste Termini auf: partizipatives Kartieren (Iconoclastas 2016), kollektives Kartieren (kollektiv orangotango o. J.), *community mapping* (Parker 2006) oder autonome Kartographie (Counter Cartographies Collective/Dalton/Mason-Deese 2012). Diese Ansätze und Begrifflichkeiten überschneiden sich in sehr vielen Aspekten und lassen sich alle

als Praxen der Kritischen Kartographie verstehen. Dennoch setzen sie, wie aus den Bezeichnungen abzulesen ist, unterschiedliche Fokusse. Obgleich *counter-mapping* ebenso auf Partizipation und Gemeinschaft aufbaut – wie im nächsten Abschnitt erläutert wird – sticht dabei besonders das ‚*counter*‘, also der gegen-hegemoniale Aspekt hervor. Dies erscheint im Zuge der Sichtbarmachung (post-)kolonialer Kontinuitäten in Karten im Gegenzug zu herkömmlichen Stadtplänen ein geeigneter Zugang, weshalb die Praxis des *counter-mappings* in dieser Arbeit als Tool ins Zentrum gerückt wurde.

2.4.4.3 Methoden und Ziele

Die vorangegangenen Erläuterungen implizieren bereits einige zentrale Inhalte und Ziele von *counter-mapping*. Im Allgemeinen orientiert sich der Ansatz methodologisch an den Fragen „how, why, and with whom maps are made“ (Maharawal/McElroy 2018: 381). Durch die Vielfalt des Feldes sind die konkreten, angewandten Methoden zur Datensammlung und Kartenerstellung divers: von Interviews, Datenanalyse, Storytelling, Workshops bis hin zu verschiedensten Formen der analogen und digitalen Visualisierung. Eine spannende und vielfältige Sammlung kritischer Kartierungsprojekte aus verschiedenen Weltregionen, bei denen unterschiedlichste Methoden angewandt werden, bietet das Werk ‚*This is not an Atlas*‘ des Kollektivs *orangotango* (2018).

Gleichermaßen divers wie die Methoden können auch die Ziele von *counter-mapping* Projekten sein (Hodgson/Schroeder 2002: 80). Im indigenen Kartierungskontext stehen dabei vor allem das Erlangen von Landrechten, der Schutz von Land und Biodiversität sowie das Sammeln von Wissen im Zentrum (ebd.) – also durchaus dekolonisierende Ziele (Byrne 2018: 2; Rundstrom 2009: 316). Zudem wird im Kartierungsprozess stets die Gemeinschaft ins Zentrum gerückt. Dabei geht es primär darum, Communities zusammen zu bringen, ein gemeinsames Bewusstsein zu schaffen, sich als Gruppe zu stärken und kollektive Selbstbildung und Selbstreflektion zu betreiben (Hodgson/Schroeder 2002: 80). Da die behandelten Thematiken häufig gesellschaftliche Herausforderungen und Widersprüche umfassen, sollen diese durch den Kartierungsprozess besser verstanden werden, und gleichzeitig Handlungsspielräume für alternative, selbstbestimmte Lebensformen aufgezeigt werden (kollektiv orangotango o. J.: 2; kollektiv organgotango+ 2018: 18; Rundstrom 2009: 314). Neben den internen, gemeinschaftlich-orientierten Zielen der Kartierung sind in gleichem Maße die nach außen gerichteten Zwecke von Wichtigkeit. Diese umfassen die Äußerung von Kritik an gesellschaftlichen Strukturen oder Machtdynamiken sowie das Schaffen von Sichtbarkeit für die jeweilige Thematik der Karte oder der betroffenen

Personen. Es kann ebenso zum Aufbau von Netzwerken sowie als „Tool for Action“ (kollektiv orangotango+ 2018: 18), und damit dem Anstoß und Hervorbringen von Transformation dienen (ebd.). *Counter-maps* werden folglich als durchweg politisch verstanden und können als politisches Druckmittel eingesetzt werden. Beispielhaft lassen sich neben dem Kampf um Territorien auch das Aufzeigen von Mangel an öffentlicher Infrastruktur wie öffentlicher Nahverkehr oder Toiletten, oder auch die Sichtbarmachung sexueller Übergriffe nennen (ebd.: 110, 122, 126). Durch die Aneignung von Kartierung als politische, zivilgesellschaftliche Praxis und damit eine Deprofessionalisierung werden zugleich dominante kartographische Strukturen sowie Vorstellungen einer Karte hinterfragt und dekonstruiert (ebd.: 18). Auch Wood betont dieses Ziel:

Isn't that what this is all about, taking the map back, taking the map back in to our own hands, making it serve our interests - yours, mine, human interests - instead of those of a profession, or a state? Which, whatever their interests might be, are rarely human. (Wood 2010: 156)

So wird die Frage, wer kartieren kann, vom *kollektiv orangotango+* mit ‚jede*r‘ beantwortet und als konkrete Einladung ausgesprochen, gelegentlich in die Rolle einer Kartographin bzw. eines Kartographen zu schlüpfen (kollektiv orangotango+ 2018: 18). Dies geht einher mit der Abkehr von der Vorstellung, Karten wären nur Stadtpläne, denn es kann alles kartiert werden „was Ihr euch wünscht, das was Euch fehlt für ein gutes Leben“ (kollektiv orangotango o. J.: 4), aber auch Emotionen, Netzwerke, Viertel etc., wie das *kollektiv orangotango* in einem Leitfaden für kollektives Kartieren betont.

Counter-mapping kann somit für unterschiedliche Zwecke und Kontexte eingesetzt werden. Im Zentrum steht dabei stets, gemeinsame Gegen-Hegemonien auf verschiedensten Ebenen, wie in der Kartographie und Wissensproduktion, in staatlichen und institutionellen Machtverhältnissen oder in gesellschaftlichen und territorialen Strukturen, herauszubilden.

2.4.4.4 Herausforderungen und Kritik

Ogleich *counter-mapping* zahlreiche Potentiale zur Sichtbarmachung von asymmetrischen Machtverhältnissen und zur Anfechtung des vorherrschenden Raumverständnisses haben kann, ist zu beachten, dass die vielen positiven Versprechen aus den 1980ern und 1990er Jahren auch kritisch betrachtet werden müssen. So ist es nicht gegeben, dass *counter-mapping* stets zur Veränderungen führt und es tauchen innerhalb des Mapping Prozesses einige Herausforderungen auf (Rundstrom 2009: 316), die nun kurz dargelegt werden.

So macht Rundstrom beispielsweise auf einen zentralen Kritikpunkt aufmerksam:

But such mapmaking is not without pitfalls, including the necessary transformation of one society's geographical ideas into the terms and rubrics of the one to which they address their grievances. In seeking change, the colonized must use the language and tools of the colonizer – a risky situation at best. (ebd.: 317)

Die Aneignung oder Verwendung dominanter Kartierungstechniken und Sprache ist durchaus konträr, wie zum Beispiel im Zuge linguistischer und visueller Übersetzung von indigenen oder lokalen in konventionelle, westliche Karten. So müssen dabei möglicherweise neue Kategorisierungen vorgenommen werden, die im westlichen Verständnis einer geographischen Analyseeinheit, z. B. Dörfern, entsprechen, jedoch die lokalen Strukturen nicht widerspiegeln können (ebd.: 316f.).

Ein weiterer Diskussionspunkt ist die Verwendung von digitalen Daten zur Erstellung gegenhegemonialer Karten. Es wird, trotz partizipatorischer Ansätze (*Participatory GIS (PGIS)*) oder *public participation geographic information system (PPGIS)*, die Verwendung von Geographischen Informationssystemen (GIS) aufgrund ihrer positivistischen und reduktionistischen Basis innerhalb des Feldes stark diskutiert (Maharawal/McElroy 2018: 383). Obgleich die Kritische Kartographie und *counter-mapping* grundsätzlich den Reduktionismus von herkömmlichen Karten ablehnt, erkennen Maharawal und McElroy an, dass die Umsetzung der gewünschten Komplexität nicht so einfach ist: „We realized that our data-driven cartographic activism, vital as it was, was also reducing complex lifeworlds to dots on a map“ (ebd.). So ist es weiterhin eine Herausforderung, komplexe Geschichten, Emotionen und Erfahrungen auf einer Karte nicht als statisch und simplifizierend zu vermitteln und dies sollte im Prozess immer vergegenwärtigt werden.

Darüber hinaus wird der Begriff der ‚Community‘, welcher in *counter-mapping* eine zentrale Rolle spielt, häufig vereinfacht und unreflektiert verwendet. Konflikte innerhalb der Gemeinschaft, mit Anderen oder die ‚Outsider‘-Rolle von NGOs oder Forschenden werden kaum zum Thema gemacht, und marginalisierte Stimmen innerhalb einer Community werden häufig übersehen (Hodgson/Schroeder 2002: 81f.).

Wie sich somit herausstellt, birgt die Praxis des *counter-mappings* viel kritisches Potential, ist aber dennoch keine Garantie für den Erfolg eines Projekts. Insbesondere vor dem Hintergrund von post- und dekolonialen Theorien und des Dekolonisierens ist eine Reflektion zur Aneignung kolonialer Instrumente sowie die Komplexität von Begriffen und Perspektiven im Kartierungsprozess stets vorzunehmen.

3. Umsetzung von *counter-mapping* in der postkolonialen Stadt

Counter-mapping tritt, wie bereits deutlich wurde, in sehr unterschiedlichen Formen und Kontexten auf. In dieser Arbeit liegt der Fokus geographisch auf dem deutschsprachigen Raum, also Deutschland, Schweiz und Österreich, sowie inhaltlich auf postkoloniale Spuren im urbanen Raum. Der folgende Abschnitt soll postkoloniales *counter-mapping* in der Praxis veranschaulichen und in Bezug zur postkolonialen Stadt Wien setzen. Zunächst werden drei ausgewählte Fallbeispiele (Bern, Kassel und München) von bereits umgesetzten postkolonialen *counter-maps* vor dem theoretischen Hintergrund dieser Arbeit (zur Auswahl der Beispiele s. Kapitel 1.4.1) analysiert und verglichen. Der zweite Teil mit Wien-Bezug stützt sich vorwiegend auf die durchgeführten Interviews mit den Wiener Akteur*innen und wird mit bestehender Literatur ergänzt. Dabei wird dargelegt, was die postkoloniale Stadt Wien und deren Dekolonisierung bedeuten und wie eine *counter-map* umgesetzt und gestaltet werden kann. Daran knüpft eine Diskussion der Interviewergebnisse in Verbindung mit der zuvor erarbeiteten Theorie an.

3.1 Fallbeispiele postkoloniales *counter-mapping*

3.1.1 Bern: *bern-kolonial.ch*

Hinter dem Kartierungsprojekt *bern-kolonial.ch* steht die Schweizer Stiftung *Cooperaxion*, die sich seit 2005 dafür engagiert, die Wissenslücke um die Rolle der Schweiz im transatlantischen Sklav*innenhandel und Kolonialismus sowie deren Auswirkungen sichtbar zu machen. Diese Unkenntnis basiert auf einer bislang mangelnden Aufmerksamkeit für die Rolle der Schweiz im Kolonialismus, denn ähnlich wie Österreich war das Land keine klassische Kolonialmacht mit Besitz von Kolonien (Cooperaxion 2020; Helmi 2020). Da keine hohen Ausgaben zur Aufrechterhaltung der Kolonien anfielen, profitierte die Schweiz neben den großen, europäischen Kolonialmächten als „lachende Dritte“ (Zangger 2020) besonders vom europäischen, imperialen Handelssystem. Dass das Land somit „tief in ein Netz internationaler, kommerzieller, intellektueller und politischer Beziehungen eingebunden“ (Cooperaxion 2020) war, darauf machten in den vergangenen Jahren Historiker*innen (Brändli 2015) und zivilgesellschaftliche Akteur*innen (Zürich Kolonial 2021) aufmerksam. *Cooperaxion* fördert diese historische Auseinandersetzung in Form von Bildungsarbeit in der Schweiz. Darunter lassen sich Formate wie beispielsweise

Stadtrundgänge in verschiedenen Schweizer Städten, Ausstellungen, Workshops, Schulmaterialien, die Erstellung einer Datenbank zu Schweizer Akteur*innen im Sklav*innenhandel sowie der Onlinestadtplan von Bern zählen (Cooperaxion 2020, 2021), der im Folgenden genauer analysiert wird.

Die Karte fungiert als eine „Art Bestandesaufnahme (sic!) von sichtbaren und unsichtbaren kolonialen Spuren“ in der Bundesstadt Bern und eröffnet damit die Möglichkeit, die Stadt durch eine neue Perspektive zu betrachten. Dabei werden nicht nur historische, verdrängte Gegebenheiten aufgegriffen, sondern ebenso aktuelle globale und neokoloniale Strukturen, „[d]enn das koloniale Erbe der Schweiz wirkt bis heute.“ (Cooperaxion 2020) Die Projektgruppe, die seit 2005 zu dem Thema recherchiert und den Stadtplan 2020 veröffentlichte, beschreibt auf der Webseite ihre kritische Reflektion über die Verwendung einer Karte. So thematisieren sie, dass die Erstellung von Karten auch heute noch mit „Macht und Hegemonie, Zentrum und Peripherie, Inklusion und Exklusion“ (ebd.) verbunden ist, und das Wissen sowie die verwendeten Symbole nicht neutral sind. „Eigentlich ist es unmöglich, eine fertige, entkolonialisierte Karte anzubieten“, konstatieren sie. Um dem entgegenzuwirken, sehen sie ihren Stadtplan als *work in progress* und laden Menschen dazu ein, Ideen, Feedback und weitere koloniale Spuren in Bern zu melden.

Zur Gestaltung des Stadtplanes selbst oder eine Reflektion darüber sind keine Informationen zu finden. Dennoch wird unmittelbar deutlich, dass er sich von einem herkömmlichen Stadtplan unterscheidet. Auf einer großen weißen Fläche, in der sich die Nutzer*innen bewegen können, ist eine blaue, breite Linie eingezeichnet, sowie mehrere kleine, detailreiche Schwarz-weiß-Zeichnungen, die auf der Fläche verteilt sind. Die blaue Linie lässt sich aus meiner Perspektive als Fluss deuten – zumal eine kleine Brücke darauf dargestellt ist – und die Zeichnungen als Orte in der Stadt (s. Abb. 3). Klickt man darauf, so tauchen in einem kleinen Fenster kurze Informationen zu Ort und Hintergrund auf, über die durch einen weiteren Button sehr ausführliche Informationen erscheinen.

Die dargestellten Orte decken eine Vielfalt an (post-)kolonialen Spuren ab. Straßennamen erinnern zum Beispiel an am Kolonialismus beteiligte Handelsfamilien, die ethnografischen Sammlungen im Berner Historischen Museum vergegenwärtigen die Geschichte von vermeintlichen Forschungsreisen und werfen Fragen um Raubkunst und Restitutionen auf. Im Zuge dessen fand auch die Balkonblume Geranie, eine in Südafrika heimische Wildblume und heute ein Symbol für die Stadt Bern, ihren Weg nach Europa. Wie u. a. Kassel und

München war auch Bern einer der Austragungsorte von exotisierender⁴ Zurschaustellung von Menschen. Zwischen 1879 und 1939 fanden über 100 Völkerschauen in der Schweiz statt. Auch der Bahnhof wird in dem Stadtplan als Raum von rassistischen Bildern und Praktiken wie *Racial Profiling* oder stereotype Darstellung nicht *weißer* Menschen in Spendenwerbung aufgezeigt. Neben diesen Formen der rassifizierten Fremdzuschreibung wird in der Karte beispielsweise anhand der Fabrik der Firma *Unitobler* (heute *Mondelez*), Hersteller der Schokolade *Toblerone*, die Schweiz als Schokoladenland hinterfragt und dekonstruiert. Aspekte davon sind der koloniale Handel mit Kakao und Zucker, Schokolade als ursprüngliches Produkt der Mayas und Mexicas, Kommerzialisierung in Verbindung mit kapitalistischen Konsumgewohnheiten oder die Vermarktung von Schokolade als Schweizer Nationalsymbol durch idealisierte Bildsprache mit Bergen und Kühen. Anhand dieses einen Produkts zeigt der Stadtplan auf, wie komplex und verborgen koloniale Kontinuitäten in Bern und der Schweizer Gesellschaft sind. Auf der anderen Seite beinhaltet der Stadtplan aber auch Orte der Selbstermächtigung von People of Colour (PoC), wie beispielsweise den ehemaligen Sitz des PoC-Vereins *Colours*. (Cooperaxion 2020)

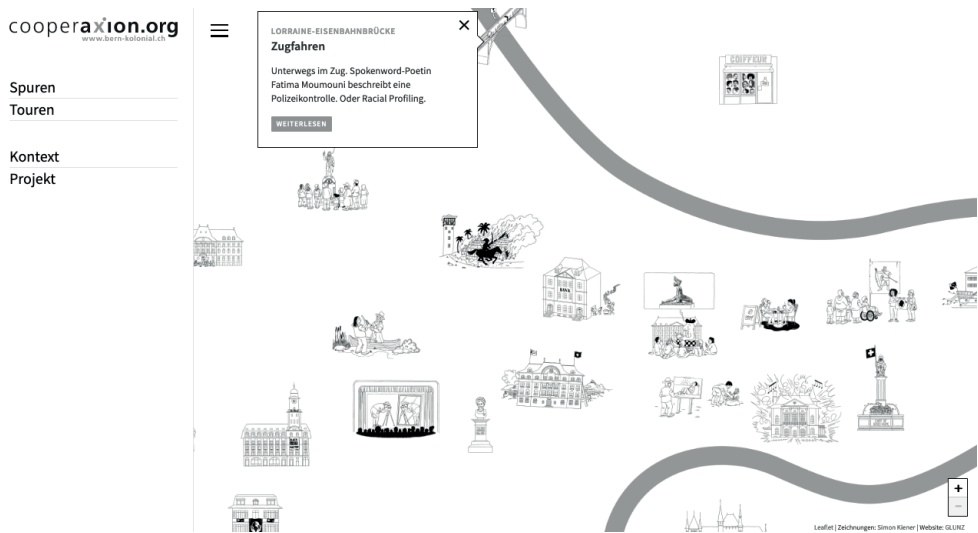


Abbildung 3: Ausschnitt der interaktiven Onlinekarte *bern-kolonial.ch* (Cooperaxion 2020)

⁴ Exotisierungsprozesse bzw. Exotismus lassen sich als eine Form des Rassismus verstehen, wobei dem ‚Fremden‘ auf homogenisierender Ebene positive Eigenschaften wie schön, lustvoll, wild oder sexy – also stets ästhetisierend und auf Körper und Emotionen beschränkt – zugeschrieben werden. Schwarze Menschen „werden zu Objekten *weißer* Bedürfnisse und Phantasien. Exotisierungen dienen dazu, das herrschende Selbstbild von Menschen aus dem Globalen Norden aufrechtzuerhalten.“ (Bendix/Danielzik 2013: 36, Hervorhebung der Verf.)

3.1.2 Kassel: *kassel-postkolonial.de*

Das Projekt *kassel postkolonial* entstand im Jahr 2015 aus einer Kooperation der Bereiche Entwicklungspolitik und Postkoloniale Studien an der Universität Kassel und der Visuellen Kommunikation der Kunsthochschule Kassel. Es formierte sich aus einer Gruppe von Menschen, „die sich für einen herrschaftskritischen Blick auf Kassels koloniale Vergangenheit und Gegenwart einsetzen.“ (kassel postkolonial 2021) Dabei betonen sie, dass die Kontinuitäten des Kolonialismus in Kassel zwar wenig beachtet und meist als solche nicht erkennbar sind, aber dennoch die Stadt und deren Menschen prägen. So geht es der Gruppe darum, unter Einbezug von Aspekten wie Machtverhältnisse, Architektur oder Handelswege Kassels koloniale Spuren sichtbar zu machen und in einen globalgesellschaftlichen Kontext einzubetten.

Die Gruppe organisiert Veranstaltungen, veröffentlicht Stellungnahmen zu rassistischen Geschehnissen oder postkolonialen Debatten, betreibt eine Facebook-Seite sowie die Webseite *kassel-postkolonial.de* mit einem Blog und einer Karte zu postkolonialen Orten in Kassel. Den Prozess der Entstehung des Projekts, bei der die Karte einen zentralen Bestandteil darstellt, beschreibt die Gruppe auf der Webseite. Die Gestalter*innen setzten sich dabei zunächst mit der visuellen Sprache des deutschen Kolonialismus auseinander, indem sie Lehrbücher der Kolonialzeit auf ihre Farbgebung (Brauntöne) und stereotypen Motive untersuchten. Zur deutlichen grafischen Abgrenzung von der kolonialen Bildsprache entschied sich die Gruppe im Gestaltungsprozess bewusst gegen die verwendeten Brauntöne des deutschen Kolonialregimes. Als Gegenstück setzt sich die Webseite nun aus einer Farbpalette von starkem Blau, Rot, Gelb und Grün zusammen und nimmt damit Bezug auf den historisch-kulturell-geopolitischen Raum „Afrika – ein Afrika, das sich online befindet und eine Vielheit multinationaler Afrikaner*innen repräsentiert.“ (ebd.) (s. Abb. 4)

Die Gruppe hat sich nicht nur hinsichtlich der grafischen Umsetzung der Seite Gedanken gemacht, sondern sich auch bewusst dafür entschieden, eine Karte in den Mittelpunkt der Webseite zu stellen. In Anbetracht der Nutzung von Landkarten als koloniale Instrumente war es hierbei folglich von Bedeutung, „eine Karte zu entwerfen, die sich abkehrt vom Anspruch, eine Wirklichkeit darzustellen, sondern ihre Konstruiertheit betont.“ (ebd.) Auf der interaktiven Karte von Kassel sind (post-)koloniale Orte aufgezeigt, über die durch Klicken weitere Hintergrundinformationen erhalten werden können. Inkludierte Orte sind beispielsweise die Orangerie, in der Kolonialausstellungen mit kolonialen Produkten und Rohstoffen stattfanden, oder das sogenannte Afrika-Viertel, in dem Straßen nach deutschen

Kolonisator*innen (u. a. Adolf Lüderitz) und Kolonialorten (Togo und Windhoek) benannt sind. Auch Unternehmen wie die *Henschel-Werke*, das älteste Rüstungsunternehmen Deutschlands, das mit seinen Lokomotiven an der kolonialen Ausbeutung mitwirkte, werden genannt. Neben solch konkreten kolonialgeschichtlichen Aspekten spielen in der Karte hinzukommend neokoloniale und rassistische Strukturen eine Rolle. So steht der *Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe* im Allgemeinen für Bahnhöfe als Plätze einer rassistischen Praxis, oder der *City-Point* als Symbol für die heutige Konsumpraxis und global ungleiche Produktionsverhältnisse. Ebenso findet sich, wie auch noch in zahlreichen anderen deutschsprachigen Städten (Black Central Europe 2018), eine ‚M*‘-Apotheke, deren Bezeichnung laut der *kassel postkolonial* Webseite ein Beispiel von „sprachlichen Kontinuitäten einer unzureichenden gesellschaftlichen Aufarbeitung der deutschen Beteiligung an den Kolonialverbrechen“ (kassel postkolonial 2021) darstellt. Die Beibehaltung solcher rassistischer Bezeichnungen negiert damit automatisch auch „die Notwendigkeit der Dekolonisierung des öffentlichen Raums“ (ebd.), wie die Gruppe auf der Webseite konstatiert. (ebd.)

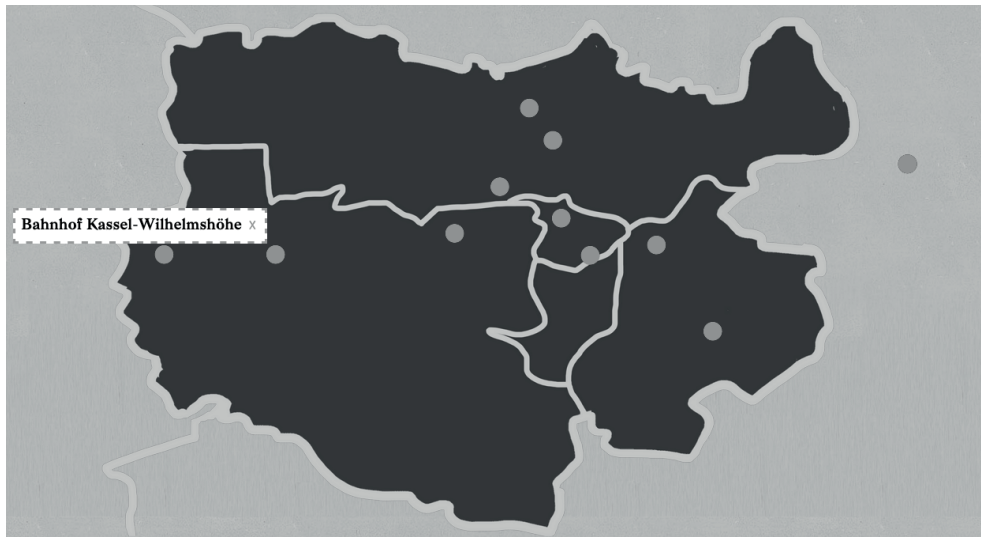


Abbildung 4: Ausschnitt der interaktiven Onlinekarte *kassel postkolonial* (2021)

3.1.3 München: *mapping.postkolonial.net*

Das Archiv- und Bildungsprojekt *mapping.postkolonial.net* wurde von der Gruppe [muc] münchen postkolonial ins Leben gerufen. Mit einem Fokus auf koloniale Spuren in der Stadt München setzt sich die Gruppe „das Sichtbarmachen von kolonialen Verhältnissen, Personen, Strukturen“ ([muc] münchen postkolonial 2021b) zum Ziel, und schließt dabei „Phänomene wie Sklaverei und ökonomische Ausbeutung, Genozid, territoriale Aneignung, Rassismus und exotische Verklärung bzw. Vermarktung des ‚Fremden‘“ (ebd.) mit ein. In verschiedenen Projekten, wie u. a. Stadtrundgängen, Publikationen, der Ausstellung *DECOLONIZE MÜNCHEN* 2013/2014, dem Blog der Webseite oder dem Kartierungsprojekt, zeigen sie die Verwobenheit von Gegenwart und Vergangenheit auf. Dies spiegelt sich in Fragestellungen um Repräsentationspolitik, Ökonomie, Biopolitik, Migrationspolitik, Konsumgesellschaft und Dekolonisierung wider. (Ebd.)

Das Projekt *mapping.postkolonial.net* wurde gemeinsam mit dem *Labor k3000* und dem *Ökumenischen Büro für Frieden und Gerechtigkeit e. V.* in Form einer interaktiven Webseite erstellt. Das dahinterstehende Team ist interdisziplinär aufgestellt, das heißt, Recherche, Redaktion, Konzept und Umsetzung wurden von Personen mit Hintergründen in Politik- und Geschichtswissenschaften, Ethnologie, Soziologie, Kunst und Webprogrammierung umgesetzt. Auf der Webseite können Nutzer*innen auf Informationen in Form eines Archivs, einer interaktiven Karte oder Anleitungen für Stadtrundgänge in München zugreifen. Das Projekt setzt dabei zwar den Fokus auf München, allerdings betont die Gruppe auch:

Es geht uns vielmehr darum, am Beispiel der Stadt München die vermeintlich banale Alltäglichkeit kolonialistischer Weltbilder und post/kolonialer Verhältnisse aufzuzeigen und auf diese Weise reflektier- und verhandelbar zu machen. ([muc] münchen postkolonial 2021a)

So lädt die Webseite dazu ein, „sich verstören zu lassen, zu lesen, zu lernen und zu stöbern“ (ebd.) und sich mit unsichtbar gemachter Geschichte auseinanderzusetzen.

Für die vorliegende Arbeit ist die Karte der Webseite, hier explizit als „Mapping“ (ebd.) bezeichnet, von Interesse. Zunächst ist zum Format der Karte anzumerken, dass sich die Gruppe [muc] münchen postkolonial bereits seit längerem kritisch mit Kartierung auseinandersetzt. In einem Magazinartikel aus dem Jahr 2010, der sich auf ein vorangegangenes Kartierungsprojekt bezieht, erkennen sie an, dass Kartographie von Kolonialmächten als Instrument zur Kontrolle von Land, Personen und Ressourcen verwendet wurde. Deshalb ist es von Zentralität, eine Karte zu (post-)kolonialen, urbanen Spuren stets ins Verhältnis dieser Herrschaftsfunktion von Karten zu setzen. *Mapping* verstehen sie als eine Strategie, um dies in Angriff zu nehmen: Dabei geht es ihnen zum einen darum, „herrschaftsförmige

Kartierungstechniken zu dekonstruieren und als eine Form des widerständigen Wissens anzueignen“ (Pfeiffer/Zölls 2010: 48), zum anderen machen sie auf die Fluidität und Offenheit von Kartierung aufmerksam. Das heißt, es werden verschiedenste Perspektiven und Erzählungen unterschiedlicher Akteur*innen vereint und die Karte muss stets als eine temporäre Darstellung verstanden werden (Pfeiffer/Zölls 2010).

Die interaktive Onlinekarte erscheint zunächst als große, weiße Fläche mit grauen Kreuzchen – den sogenannten Spuren –, die über den Bildschirm verteilt sind (s. Abbildung 5). In der oberen linken Ecke lassen sich weitere Kategorien einblenden: Erzählungen, Schichten und Gespenster. Wird mit der Maus über die einzelnen Elemente gefahren und Kurzinformationen eingeblendet, so können durch Anklicken weitere Hintergrundinformationen zum jeweiligen Element in einem Popupfenster erscheinen. ‚Spuren‘ bezeichnen konkrete Orte im Stadtraum München mit kolonialgeschichtlichem Hintergrund. Diese sind beispielsweise Straßennamen wie ‚Togostraße‘ oder ‚Nachtigalstraße‘ (benannt nach dem Kolonialakteur Gustav Nachtigal), das Oktoberfest als ehemaliger Ort für Völkerschauen, verschiedene Museen, welche Raubkunst ausstellen oder Gräber, die an Kolonialakteur*innen sowie verschleppte Menschen aus ehemaligen Kolonialgebieten erinnern ([muc] münchen postkolonial 2021a). Die sogenannten ‚Erzählungen‘ als weiteres Element zeigen auf, dass diese Orte nicht isoliert voneinander und punktuell auftreten, sondern miteinander in Verbindung stehen: „Wie ein Netz hat sich der Kolonialismus über die Stadt gelegt“ (ebd.), wird auf der Webseite postuliert. Dies wird zum Beispiel an der Vielzahl kolonialer Straßennamen in München deutlich, die sich über die Stadt verteilen. Eine weitere ‚Erzählung‘ ist die Geschichte der Kolonialforscher Johann Baptist von Spix und Carl Friedrich Philipp von Martius und der von ihnen verschleppten Kindern Juri und Miranha, an die verschiedene Gräber, Gedenktafeln, die *Spixstraße* sowie eine Maske im Völkerkundemuseum erinnern. Weitere Erzählungen umfassen den Genozid an den Herero und Nama, Erinnerungen an Kolonialakteur*innen sowie eine aus dem heutigen Benin verschleppte Schaustellerin namens Cula, die in München verstarb. Die sogenannten Schichten in der Karte zeigen theoretische Hintergründe auf, die verschiedene Blickwinkel auf München ermöglichen und Spuren in einen strukturellen Kontext einbetten. Diese sind: ‚Wissen‘, ‚dekolonisieren‘, ‚Wer spricht?‘, ‚Rassismus‘, ‚Zurschaustellen‘ und ‚Migration‘. Die letzte Kategorie des *Mappings* sind die sogenannten ‚Gespenster‘, die immer wieder als halb transparente Bilder durch den Bildschirm gleiten. Die ‚Gespenster‘ nehmen, wie auf der Webseite beschrieben, die folgende Funktion ein:

Der Kolonialismus ist tot und lässt sich doch nicht tot kriegen. Nach wie vor spuken Gespenster als Schatten der kolonialen Vergangenheit umher. Sie treiben ihr Unwesen in Möbelhäusern und Restaurants, auf Straßenschildern und in Delikatessengeschäften, in Kinderbüchern, Museen und auf Bildschirmen... Kurz: sie sind nicht tot zu kriegen. (Ebd.)

Diese ‚Gespenster‘ sind in unserer Gesellschaft verankert, sie werden zur Norm und dabei unsichtbar gemacht. Beispiele in der Karte sind u. a. der Sarotti M* oder das Café zum M*, das Café Kolonial oder Möbel und Dekoration im vermeintlichen Kolonialstil, zu finden in diversen Möbelhäusern. ([muc] münchen postkolonial 2021a)

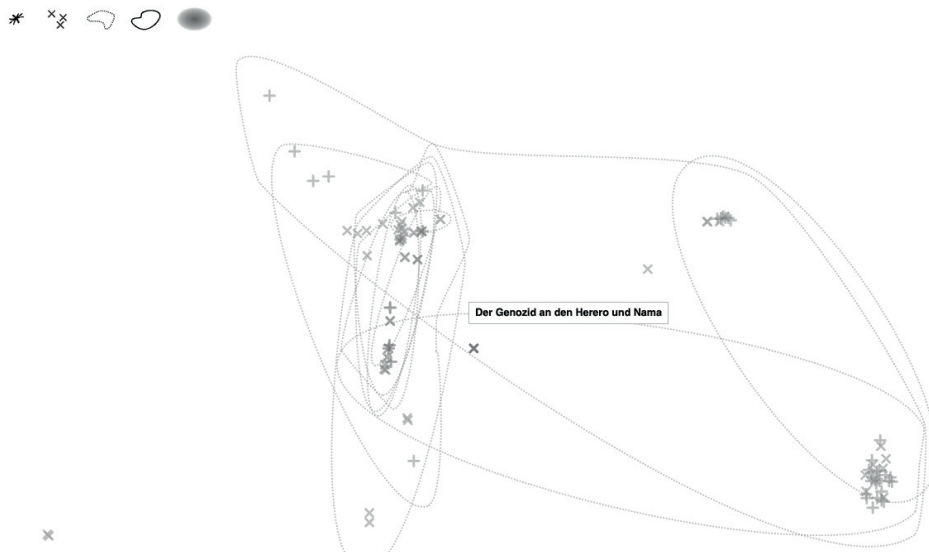


Abbildung 5: Ausschnitt der interaktiven Onlinekarte *mapping.postkolonial.net* ([muc] münchen postkolonial 2021)

3.1.4 Diskussion der Fallbeispiele

Stellt man die drei beschriebenen Projekte nebeneinander, so lassen sich dabei einige Analogien herausarbeiten und diese mit dem theoretischen Kontext dieser Arbeit verknüpfen. Wie zu Beginn angemerkt ist keine der Städte für ihre Kolonialgeschichte bekannt, was insbesondere die Projekte in Kassel und Bern betonen. Mit dem Konzept der postkolonialen Stadt wird aufgedeckt, dass dennoch in jeglichen Orten und der Gesellschaft koloniale Kontinuitäten vorhanden und eingeschrieben sind. Die Kartierungen zielen darauf ab, neben offensichtlichen Aspekten vor allem auch Unsichtbares sichtbar zu machen. Des Weiteren vereint die Projekte das Anliegen einer Dekolonisierung der jeweiligen urbanen Räume sowie der Gesellschaft im Allgemeinen. Dabei greifen sie zum einen konkrete Orte, zum anderen

aber auch (post-)koloniale Strukturen auf, die sie anhand verschiedener Beispiele kultureller, rassifizierter, ökonomischer, politischer und vergeschlechtlicher Dimensionen verdeutlichen. Zentral ist dabei stets die Einbettung in lokale und globale sowie historische und gegenwärtige Zusammenhänge. Diese Aspekte decken sich mit den grundsätzlichen Forderungen der Dekolonisierung (s. Kapitel 2.2.5) sowie der postkolonialen Stadt (s. Kapitel 2.3.1.2).

Neben dem inhaltlichen Fokus auf die postkoloniale Stadt lassen sich ebenso zahlreiche Parallelen zwischen den analysierten Karten und dem Ansatz des *counter-mappings* ausmachen. Offensichtlich ist, dass keine der Karten von Institutionen oder Staaten erstellt wurde, sondern von zivilgesellschaftlichen Gruppen. Gegenüber herkömmlichen Stadtplänen steht zudem ein kritisches und politisches Interesse für gesellschaftlichen Wandel dahinter. Alle Projekte reflektieren die Macht von Karten vor dem Hintergrund der Kolonialgeschichte und unternehmen den Versuch, diese zu dekonstruieren. Dies geschieht zum einen durch Textergänzungen und Beschreibungen zum Projekt; zum anderen spiegelt es sich visuell durch starke Abstraktionen und spezifische Farbgebung wider. Auch der Aspekt von Zeitlichkeit in Karten wird mitbedacht, beispielsweise in der Betonung der Offenheit und Veränderbarkeit der Karten wie in München und Bern. Das Dekolonisieren auf epistemischer Ebene nimmt hierbei Gestalt an: Es geht um die Wissensproduktion innerhalb der Kartographie, also wer wo kartieren kann bzw. darf, sowie ein Verlernen von Wissen in Bezug auf dominante Karten. Auch der universellen und neutralen Ebene von Karten und dem dazugehörigen Raumverständnis wird durch die eindeutige Politisierung der Inhalte und die Offenheit des Prozesses die Grundlage entzogen.

3.2 Postkoloniales *counter-mapping* in Wien

Dass Österreich eine Kolonialgeschichte aufweist, wurde bereits in Kapitel 2.1.2 deutlich. Mit Wien als Hauptstadt ist folglich zu erwarten, dass sich im urbanen Raum zahlreiche koloniale Kontinuitäten finden lassen. Zusätzlich wird davon ausgegangen, dass sich koloniale Spuren in jeglichen Orten eingeschrieben haben, auch wenn sie keine koloniale Metropole waren. Einer Diskussion um eine Dekolonisierung sowie postkolonialem *counter-mapping* in der Stadt muss vorausgehen, Wien als postkoloniale Stadt zu begreifen. Was dies aus Sicht der Interviewten sowie der Literatur bedeutet, wie eine Dekolonisierung aussehen kann und wie postkoloniales *counter-mapping* in Wien gestaltet werden kann, wird nachfolgend aufgeschlüsselt und anschließend vor dem theoretischen Hintergrund interpretieren.

3.2.1 Wien als postkoloniale Stadt

Vor dem Hintergrund der postkolonialen Stadtforschung wird zunächst dargelegt, inwieweit Wien als postkoloniale Stadt eingeordnet werden kann. Es lässt sich vorwegnehmen, dass es keine Literatur zu Wien als explizit postkoloniale Stadt gibt. Allerdings existieren verschiedene Publikationen, Initiativen und Personen – so auch die Interviewpartner*innen – die sich dem Thema von verschiedenen Seiten annähern.

In der Frage, inwiefern Wien als postkoloniale Stadt bezeichnet werden kann, sind sich die Interviewten ziemlich einig. Wird davon ausgegangen, dass wir alle in einer Welt leben, „die historisch geprägt ist von kolonialer Geschichte, von Kolonialismus und kolonialer Gewalterfahrung und entsprechenden Strukturen“ (Interview Hacker), so lässt sich auch Wien als postkoloniale Stadt bezeichnen. Dass dies im öffentlichen Diskurs wenig präsent ist und akzeptiert wird, ist ein – bereits erwähnter – Aspekt, der Wien und Österreich prägt: „Also viele gehen davon aus, dass Wien keine Kolonialgeschichte hat.“ (Interview Bobadilla) Bei Konfrontation mit der Thematik in der Gesellschaft stößt man häufig auf eine „Nicht-Anerkennung“ (Interview Anonym) oder ein Hinweis auf Tradition, beispielsweise bei rassistischen Bezeichnungen (ebd.). „Aber wir, die uns ein bisschen mit der Thematik auseinandergesetzt haben, wissen wohl, dass Wien eine Kolonialgeschichte hat“ (Interview Bobadilla). Dies thematisiert auch der Blog *Wien postkolonial* (Mayrhofer-Deak 2021), der die Bezeichnung ‚postkolonial‘ explizit verwendet. Darauf sammeln Wissenschaftler*innen und Künstler*innen „Beiträge aus dem Bereich Wissenschaft und Kunst, die sich um eine kritische Aufarbeitung regionaler Kolonialgeschichte in ihrer globalen Dimension und die Offenlegung kolonialer (Gesellschafts-) Strukturen in der Gegenwart bemühen.“ (Mayrhofer-Deak 2021) Auch hier wird angemerkt, dass Wien nicht als Kolonialmetropole eingeordnet wird, jedoch die postkoloniale Debatte den Blick auf komplexere Bezüge, wie „Auseinandersetzungen mit Vorstellungen zivilisatorischer Überlegenheit und Unterlegenheit“ (ebd.) lenkt. Auch Haselmayer merkt an, dass „durchaus anhand konkreter Beispiele belegt werden [kann], dass sich ein koloniales *weißes* überlegenes Selbstbild in den Repräsentationen von Denkmälern, Straßennamen und Ortsbezeichnungen finden lässt.“ (Haselmayer 2020a) Diese kolonialen Spuren, welche sich in materiellen Aspekten und Repräsentationen, aber auch diskursiven Praxen, Herrschaftsverhältnissen und Widerständen zeigen, sind jedoch „nicht unmittelbar auffallend“ (ebd.) und müssen zunächst sichtbar gemacht werden.

3.2.1.1 Materielle Aspekte

Eine dieser materiellen Spuren sind, wie erwähnt, Straßen- und Ortsbezeichnungen, benannt nach Personen, „die eher weh getan haben, die eher rassistisch waren oder beleidigende Namen in Bezug auf die Black Community [tragen]“ (Interview INOU). 2013 wurde ein Forschungsbericht zu problematischen Straßennamen im Auftrag der Stadt Wien veröffentlicht. Allerdings lag der Fokus auf der historischen Aufarbeitung nationalsozialistischer Kontexte; kolonialrassistische Benennungen wurden außen vor gelassen (Rathkolb et. al. 2013). Nur bestimmte Personen, die im Zusammenhang mit der NS-Rassenlehre auftraten, wurden thematisiert: so beispielsweise der Fall von Rudolf Pöch – nach ihm wurde eine Gasse benannt sowie ihm ein Ehrengrab und Ehrendenkmal gewidmet –, da der Anthropologe und Rassenforscher „als ideologischer Vorbereiter von Rassenforschung und NS-Anthropologie“ (ebd.: 223) gilt. Die Vernachlässigung kolonialrassistischer Benennungen führte durchaus zu Kritik (Autengruber et. al. 2021: 9; Haselmayer 2020b: 16). Als Reaktion darauf erschien 2021 ein Ergänzungsband, in dem u. a. der Historiker Walter Sauer „neue wissenschaftliche Abhandlungen zu Namensgebern für Straßennamen verfasst, die diese verschütteten, imperial-kolonialen Traditionen offenlegen.“ (Autengruber et. al. 2021). Beispiele aus den neun Abhandlungen sind die Große M*gasse oder die Baumannstraße, benannt nach Oscar Baumann, Geograph, Kolonialpionier und Autor sowie k. u. k. Honorarkonsul (Sauer 2021: 65-74).

Präsent in Ortsbezeichnungen oder Denkmälern in Wien ist ebenso Christopher Kolumbus, mit dem sich das *Kollektiv antikolonialer Interventionen*, eine Gruppe von Aktivist*innen, bei der auch Torres Heredia aktiv ist, intensiv auseinandersetzt: „In Wien gibt es mindestens zehn Orte, die Kolumbus als den ‚Entdecker Amerikas‘ bezeichnen“ (Torres Heredia 2020). So organisiert die Gruppe jedes Jahr am 12. Oktober, dem Jahrestag der offiziellen Ankunft Kolumbus‘ in Amerika, Aktionen am Columbusplatz, „die die Folgen des kolonialen Modells widerspiegeln, aber auch Wissens-, Lebens- und Seinsweisen feiern und benennen, die weiterhin präsent sind und andere Arten von Beziehungen zur Welt hervorbringen.“ (ebd.)

Ein weiteres Denkmal in Wien, mit dem sich Haselmayer intensiv auseinandergesetzt hat, ist die Statue von Karl Alexander Freiherr von Hügel, sowie der dazugehörige Hügelpark. Hügel war während der Kolonialzeit als Forschungsreisender in der Welt unterwegs, brachte zahlreiche botanische und zoologische Objekte und Daten nach Wien und erstellte Reisetagebücher und Studien, die von *weißer* Überlegenheit geprägt waren (Haselmayer 2020b: 24-29, Interview Haselmayer):

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Hügel als ein imperiales Subjekt Teil der imperialen Intelligenz, und somit Teil der Imagination *weißer* Überlegenheit, sowie menschlicher Überlegenheit und der Bezwingung der Natur und Ausbeutung natürlicher Ressourcen, also Teil des katastrophalen Netzwerks und Projekts des kolonialen Kapitalismus war. (Haselmayer 2020b: 35f., Hervorhebung der Verf.)

Dies leitet über zur Bedeutung von Museen in der postkolonialen Stadt, denn zahlreiche Sammelobjekte von Hügel befinden sich heute im Naturhistorischen Museum sowie im Weltmuseum Wien (ebd.: 27). Neben Hügels Sammelobjekten füllen eine Bandbreite an Objekten mit kolonialgeschichtlichem Hintergrund die Bestände verschiedener Wiener Museen, darunter beispielsweise die berühmten Benin-Bronzen sowie die mexikanische Quetzal-Federkrone im Weltmuseum, um die seit mehreren Jahren Diskussionen bezüglich einer Rückgabe existieren (Erhardt 2021; Weltmuseum Wien 2022)⁵.

Ein weiterer Themenbereich der postkolonialen Stadt sind selbstverständlich auch Orte Schwarzer Geschichte in Wien – sei es von Unterdrückung oder von Widerstand. Darunter zählt beispielsweise das „Parlament, weil das auch ein Ort ist, wo sehr, sehr viele Entscheidungen getroffen worden sind, die das Leben von Schwarzen in Österreich sehr, sehr, sehr negativ präg[en]“ (Interview INOU) oder das „Innenministerium mit dem gewalttätigen Apparat, was gleichzeitig ein Ort ist, wo sehr, sehr viele Menschen afrikanischer Herkunft immer demonstriert haben aufgrund von Aktivitäten, gegen Polizeigewalt gegen Afrikaner*innen“ (ebd.). Nicht zu vergessen sind zudem die Julius Meil Filiale (aufgrund der Debatte um das dazugehörige Logo) (vgl. i Dertschei/INO/Wailand o. J.; Manola 2021), das Marcus-Omofuma-Denkmal oder der Judenplatz in Bezug auf Afrikaner*innen, die während der NS-Zeit im Konzentrationslager Mauthausen umkamen. Auch der Stephansdom kann als Ort Schwarzer Geschichte verstanden werden, da dort Angelo Soliman geheiratet hat (Interview INOU).

Die Liste materieller Spuren wie Straßennamen, Ausstellungsobjekten oder Denkmälern des postkolonialen Wiens und Orte Schwarzer Geschichte kann selbstverständlich fortgeführt und ausgebaut werden. Dies würde jedoch den Rahmen dieser Arbeit sprengen, und so sind die genannten Beispiele nur zur Veranschaulichung herangezogen. Für tiefere Literatur ist u. a. *Das afrikanische Wien: ein Führer zu Bieber, Malangatana, Soliman* (Sauer 1996) oder *Österreichs kulturelles Erbe: Am Beispiel Wiener Denkmäler, Plätze, Straßen und Hausfassaden* (Decolonizing in Vienna! 2022) zu empfehlen.

⁵ Ausführlichere Informationen zur Debatte von Wiener Museen im kolonialen Kontext vgl. u. a. Frei (2019); Schönberger/Kellner/Somers (2021); Taschwer (2021)

3.2.1.2 Diskurse und Praxen

Und ich glaube auch, dass Kolonialität nicht nur in Monumenten sichtbar ist, sondern in unseren täglichen Praxen überall. So wie Stuart Hall eben immer wieder von diskursiven Praxen gesprochen hat. (Interview Haselmayer, s. auch Kapitel 2.2.1.2)

Nachkommend werden einige der alltäglichen und diskursiven Praxen aufgezeigt, die sich in Wien vor dem Hintergrund von (Post-)Kolonialität eingeschrieben haben und wirkmächtig sind.

Im Stadtbild Wiens, beispielsweise an Fassaden oder Denkmälern, sowie in Museen lassen sich zahlreiche kolonialrassistische Repräsentationen finden, die sich aus koloniale Diskursen ableiten lassen. Stereotype Abbildungen, wie beispielsweise im Naturhistorischen Museum eine „afrikanische Frau mit großen Lippen, mit halbnacktem Busen und so; und es steht darunter ‚Afrika‘“ (Interview INOU), transportieren koloniale Vorstellungen und Vorurteile. Palmen- und Schmetterlingshäuser mit ‚gesammelter‘ Flora und Fauna aus der Kolonialzeit implizieren häufig eine Exotisierung des ‚Fremden‘ und des ‚Anderen‘ (Interview Bobadilla, Haselmayer). An Fassaden oder Denkmälern lassen sich durch den Kolonialismus geprägte gesellschaftliche Dichotomien wiederfinden: beispielsweise „die Trennung zwischen Gesellschaft und Natur, und dabei ist auch die Natur unterlegen und die Gesellschaft überlegen“ (Interview Torres Heredia), und die Natur kann unterworfen werden. Dazu zählt auch die Hierarchisierung zwischen Mann und Frau: „Frauen als nackt, als wild, [...]. Das sehen wir auch öfters in der Stadt, diese unterlegene Rolle von Frauen.“ (ebd.) All diese Aspekte sind eingebettet in Machtkonstellationen, welche die sozialen Praxen und damit die österreichische Gesellschaft prägen.

Zu diesen sichtbaren Repräsentationen treten Formen epistemischer Gewalt und Rassismus auf, die Wien in Verbindung mit (post-)kolonialen Strukturen bringen. Torres Heredia veranschaulicht dies an folgendem Beispiel:

Aber auch die gesellschaftlichen Trennungen, [...] rassistische Diskurse über bestimmten Bezirken (sic!) oder bestimmten U-Bahnlinien, die auch immer stark betroffen sind. Und das hat mit Rassifizierungsprozessen zu tun, also es werden gewisse Merkmale als negativ definiert und dementsprechend wird das isoliert und es wird mit bestimmten Maßnahmen, Kontrollmaßnahmen, Hygienemaßnahmen dann bestimmt. Gebiete, die aber nicht überall sind, sondern ganz bestimmte, die mit bestimmten Bildern geprägt sind. (Interview Torres Heredia)

Neben solch diskursiven Praxen sind es auf epistemischer Ebene beispielsweise auch Schulbücher, Curricula an den Universitäten (Interview Bobadilla) oder Sprache, die von kolonialen Kontinuitäten durchflossen sind: „Also [was] auch sprachlich immer noch hier geht, wo diskutiert werden muss, wo Leute, die aus einer *weißen* Perspektive drauf schauen,

schnell in Abwehr sind: [...] „Ne, ich bin kein Rassist.““ (Interview Anonym, Hervorhebung der Verf.).

Auf kultureller Ebene verankern sich „weißösterreichische[...] Traditionen“ (Unterweger 2020, Hervorhebung der Verf.) beispielsweise in Gerichten wie der Süßspeise M*-im-Hemd (ebd.). Als „Kaffee trinken postkolonial“ (Interview Hacker) umschreibt Hacker eine weitere kulturelle Aktivität mit kolonialen Bezügen – Kaffee als koloniales Gut –, welche in Wien in der Kaffeehauskultur stark verankert ist (Gasser 2020; UNESCO 2011). Am Beispiel von Kaffee lässt sich zudem die Verknüpfung lokal genutzter Rohstoffe in einen globalen Kontext setzen: „Städte profitieren natürlich von Rohstoffen und Güterketten von ausgebeuteten Regionen dieser Welt.“ (Interview Hacker) So ist auch Wien eine globale bzw. globalisierte Stadt, sei es aufgrund von Rohstoffen aus dem Globalen Süden, dem Sitz internationaler Organisationen und Unternehmen oder migrantischer Communities (ebd.).

3.2.2 Dekolonisierung in Wien

Vor dem Hintergrund der Frage, wie *counter-mapping* und die Dekolonisierung der Stadt zusammenspielen, steht zunächst die Frage im Raum, was Dekolonisierung aus Sicht von Wiener Akteur*innen bedeuten kann und wie diese vor Ort realisiert wird. Während der Begriff von den Interviewten recht breit aufgefasst wird und allgemein die Kolonialität in Frage stellt (Interview INOU), hat Haselmayer eine konkrete Ergänzung:

Das ist ganz entscheidend, dass es ein Verb ist. Darum heißt es auch ‚decolonizing‘ [Betonung auf -ing]. Und Englisch ist deswegen so passend, weil es das Andauernde mit ausdrückt, dass es schon passiert und auch noch passieren wird. Also so etwas, was sich in die Gegenwart, und auch in die Zukunft verankert, und in die Vergangenheit schon hineinreicht, also das, was schon war, auch. (Interview Haselmayer)

Damit impliziert er bereits eine Auffassung, welche die Interviewten teilen: Dekolonisieren ist ein längerer Prozess, der Veränderung herbeiführt, jedoch möglicherweise nie abgeschlossen sein wird (Interview Anonym, Haselmayer, INOU). Aufgrund der Komplexität eines Dekolonisierungsprozesses bedarf es neben der Theorie vor allem praktischer Zugänge, die auf Transformation abzielen (Interview Bobadilla, Torres Heredia). Relevant ist hierbei, „dass es um Strukturen geht, wie jetzt Herrschaftsstrukturen oder auch irgendwie geronnene städtische Strukturen“ (Interview Hacker), die es gilt, systematisch aufzubrechen und zu transformieren (ebd.). Dies muss zum einen transdisziplinär angegangen werden, da „diese vielen unterschiedlichen Ebenen, diskursiven Ebenen, politische, feministische, dekoloniale, Umweltaspekte, alle eine Rolle spielen, weil sie verwickelt sind.“ (Interview Torres Heredia)

Zum anderen muss es intersektional geschehen, indem verschiedenste Akteur*innen im Dekolonisierungsprozess gehört und einbezogen werden (Interview Anonym, Haselmayer). Der Ansatz impliziert bereits, dass man Dekolonisieren „auf jeden Fall immer von einem Kollektiv her denken oder kollektivem Handeln her denken [muss]“ (Interview Hacker). So versteht sich die Gruppe *Decolonizing in Vienna*, bei der Haselmayer, Bobadilla und Torres Heredia Mitglieder sind, beispielsweise auch als Kollektiv, das gemeinsam auftritt und die kollektive Wissensproduktion in den Fokus stellt (Interview Bobadilla). Einen weiteren Punkt zur Gestaltung des Dekolonisierens betont Torres Heredia, indem sie aufzeigt, dass die koloniale Erfahrung nicht überall gleich ist und es somit auch vielfältige Wege für das Dekolonisieren geben muss und diese als Versuch verstanden werden sollten (Interview Torres Heredia):

„[I]ch glaube [...], Dekolonialisierungsprozesse versucht man immer wieder; es muss nicht unbedingt gelingen, es ist ein Versuch, und mit diesem Versuchsansatz sollen wir auch klarkommen. Und es kann sein, dass wir bei diesem Versuch scheitern, indem wir eh Dinge reproduzieren. Aber das Versuchen ist es schon wert.“ (Interview Torres Heredia)

Für diese vielfältigen Versuche der Dekolonisierung können laut der interviewten Personen verschiedene Methoden oder Instrumente herangezogen werden, die sich häufig überschneiden und ergänzen. Viele davon lassen sich dem künstlerischen Bereich zuordnen, wie Kunstwerke und Kunstperformances (Interview Bobadilla), Tanz, Filmproduktion, Fotografie (Interview Torres Heredia) oder Logodesign (Interview INOU). Diese überlappen sich nicht selten mit aktivistischen Zugängen und Protestformen, wie beispielsweise den Aktionen am 12. Oktober am Columbusplatz in Wien mit Ritualen, Bewegung und Feiern (Interview Haselmayer). Aber „man kann [ebenso] demonstrieren, man kann besprühen, man kann besetzen, ja.“ (Interview Hacker)

Gleichermaßen wichtig ist laut der Interviews der Bildungsbereich, der für das Voranbringen des Dekolonisierens genutzt werden kann. Dabei spielt die Dekolonisierung des österreichischen Bildungskomplexes und die Dekolonisierung des Wissens eine Rolle: was wird in österreichischen Bildungseinrichtungen gelehrt und welche Methoden und Vermittlungspraxen werden in der Lehre verwendet? Eine weitere Form, die Aspekte von Kunst, Bildung und Aktivismus vereint, sind in Wien verbreitete Stadtpaziergänge, mit denen alle Interviewten vertraut waren und diese zum großen Teil selbst durchgeführt haben. Als „kollektive Methode des Verlernens“ (Bobadilla Interview) bezeichnet Bobadilla das Format, das dazu einlädt, sich im Stadtraum zu bewegen und kollektiv Wissen zu kreieren

und zu teilen, beispielsweise zum Thema „*weißer* Unschuld“ (Interview Haselmayer), wie es Haselmayer im 14. Wiener Gemeindebezirk Hietzing fokussiert.

Die genannten Methoden und Ansätze implizieren bereits einige der genannten Ziele des Dekolonisierens. Bedeutsam für den Prozess der Dekolonisierung ist eine aktive, gesellschaftliche Auseinandersetzung: „Und dazu gehörte es, eine Debatte zu entfachen“ konstatiert Hacker (Interview) im Kontext von Straßenumbenennungen und Anonym (Interview) ergänzt:

Da geht es halt auch viel darum, dass, wenn etwas kritisiert wird, der Diskurs offen bleibt. Also wenn gesagt wird: ‚Ja hört mal, wenn ihr das und das macht, ist das rassistisch‘, dass da nicht irgendwie behauptet wird, man sei aggressiv oder man sei zu empfindlich.

So ist ein großer Teil des Dekolonisierens ebenso Selbstreflektion und Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung (Interview Anonym, Haselmayer), um daraus ein „Kollektivbewusstsein“ (Interview Haselmayer) für koloniale Kontinuitäten zu schaffen. Ein öffentlicher Diskurs sowie Selbstreflektion sollen dazu beitragen, diese Kontinuitäten aufzuzeigen, also „diese Sichtbarmachung von Dingen, die sonst unsichtbar gemacht werden“ (Interview Torres Heredia). Aber auch „die Sichtbarmachung von den Kämpfen und von den Widerständen. Und zu sagen, dass es schon Kolonialisierungsprozesse gibt, die super stark und präsent sind, aber auch sehr viele Menschen, die sich dagegen gestellt haben.“ (ebd.) Dazu gehört beispielsweise, die Spuren von *Black Lives Matter* Aktivismus oder Orte von Demonstrationen Schwarzer Menschen aufzuzeigen. Dies geht einher mit der bereits genannten Dekolonisierung des Wissens durch beispielsweise Stadtspaziergänge oder im Bildungs- oder Kunstbereich, bei der Gegenerzählungen wie die Perspektive von Josefina Soliman zum Josefsplatz (Interview Anonym) oder die Präsenz afrikanischer Künstler*innen im Museumsquartier (Interview INOU) aufgezeigt werden. Langfristig sollen neue dekoloniale gesellschaftliche Strukturen etabliert werden, die frei von eurozentrischen Weltbildern, Herrschaftsstrukturen und der Verwendung von Methoden aus der Kolonialzeit sind (Interview Hacker, Haselmayer, INOU).

Neben den Aspekten, wie Dekolonisierung gestaltet werden muss und welche Ziele verfolgt werden, ist ausschlaggebend, wer in Wien neben den interviewten Personen dazu beiträgt. Zum großen Teil sind es Aktivist*innen, die sich häufig in Gruppen oder Kollektiven zusammenschließen, wie beispielsweise das *Black Voices Volksbegehren* (Interview Anonym), das *Kollektiv Antikolonialer Interventionen* (Interview Torres Heredia), das Kollektiv *Decolonizing in Vienna*, verschiedene Gruppen der lateinamerikanischen Community wie das Kollektiv *Trenza* (Interview Haselmayer, Haselmayer 2020a) etc. Darunter finden sich nicht

selten Künstler*innen, die an der Schnittstelle von Aktivismus und Kunst arbeiten (Interview Bobadilla, Haselmayer), aber auch Bildungspersonal an Universitäten und Schulen, wie es ein Großteil der interviewten Personen selbst ist (Interview Haselmayer, Bobadilla, Hacker, Torres Heredia). Was insbesondere Bobadilla (Interview), die selbst nach Österreich migriert ist, hervorhebt, ist die Aktivität in der Auseinandersetzung mit Kolonialitäten von Menschen mit Migrationsgeschichte:

Naja, also Walter Mignolo spricht auch sehr von den migrantischen Kräften. Weil es ist so: jemand, der in den Privilegien aufgewachsen ist und hier lebt, diese Person braucht ja keine Veränderung, weil für diese Person stimmt ja alles. [...] Ich nehme das als eine Aufgabe von Menschen, [...] die in dieser kulturellen Übersetzung leben. Also Menschen, die woanders geboren sind, herkommen, und diese Welt wirklich mit diesen kritischen Augen sehen können. Diese Verantwortung liegt meiner Meinung nach auch bei den ersten, zweiten, dritten Generationen von migrantischen Kindern, also der Diaspora. Aber nicht nur. Ich würde sagen, dass nicht die ganze Verantwortung auf deren Schultern oder unseren Schultern liegt, sondern wir sind so eine – wie sagt man – so eine Form von Initiatoren, also Initiator*innen. (Interview Bobadilla)

Dieser Aspekt spiegelt sich auch in der Aktivität der Gruppen in Wien wider: So sind die in den Interviews genannten Akteur*innen zum großen Teil Personen oder Gruppen mit Migrationserfahrung oder Teil der Diaspora. Wie jedoch Bobadilla (Interview) betont, bedarf es neben den Initiator*innen Verbündeter, oder wie es auch Hacker ausdrückt: „Ich freue mich, wenn ich als Allie wahrgenommen werde.“ (Interview Hacker) Das heißt, dass auch Menschen ohne Migrationsgeschichte in der Verantwortung stehen, Akteur*innen der Dekolonisierung zu werden. Sie sollten jedoch in Kommunikation mit Betroffenen sein und als Verbündete agieren (Interview INOU, Bobadilla):

Wir brauchen Verbündete, die ein großes Ohr und große Herzen, und vor allem eine radikale Solidarität haben und sich, obwohl sie ein ganz normales Leben weiter führen könnten, mit diesen Themen verbunden fühlen und sich verbinden wollen, aus einer historischen Verantwortung. (Interview Bobadilla)

Im Kontext postkolonialer Kontinuitäten im urbanen Raum ist selbstverständlich auch die Frage politischer Instanzen wie der Stadtregierung Wiens als Akteurin von Bedeutung. Während Hacker einer Transformation „von oben“ (Interview Hacker) eher kritisch gegenüber steht und der Meinung ist: „Veränderung muss von unten ausgehen“ (ebd.), sehen andere Interviewte die Stadtregierung grundsätzlich in der Verantwortung, zur Dekolonisierung beizutragen (Interview Haselmayer, INOU). Allerdings wird deutlich, dass dies derzeit in Wien nur mangelhaft geschieht: „Das ist immer diese Einwegkommunikation oder Einwegentscheidungen, die für mich in einer Stadt wie Wien nicht akzeptabel sind. [...] Die Stadt will immer diese Machtasymmetrie zeigen: Wir sind die Stadt, und wir bestimmen.“ (Interview INOU). So gibt es in der Stadtverwaltung zwar Personen, die sich für das Thema interessieren, aber das sind nur wenige, wie Torres Heredia (Interview) anmerkt.

Auch in Bezug auf Museen im kolonialen Kontext in Wien sind der politische Wille und aktive Schritte wie Restitutionen bislang eher begrenzt, öffentliche Debatten treten jedoch in den letzten Jahren, vor allem auch durch Debatten in anderen europäischen Ländern beeinflusst, verstärkt auf (Erhardt 2021). Zu erwähnen ist hierbei das vom Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport geförderte, derzeit laufende Pilotprojekt *Koloniale Objekte an österreichischen Bundesmuseen*, das sich in verschiedenen Wiener Museen dem kolonialen Erwerbkontext von Ausstellungsobjekten widmet und beispielsweise 2021 eine *Decolonial Summer School* beinhaltete (Technisches Museum Wien 2021).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in Wien aktiv zu einer Dekolonisierung der Stadt gearbeitet wird. Die Interviewten haben sich mit der Frage des Dekolonisierens auseinandergesetzt und sind sich bewusst, wie dieser Prozess gestaltet werden sollte. So sind es verschiedenste methodische Zugänge wie Aktivismus, künstlerische Interventionen oder Vermittlungsmethoden, mit denen die Dekolonisierung kollektiv und transdisziplinär gestaltet werden sollte oder bereits im Gange ist. Einen aktiven Beitrag dazu leisten in Wien häufig Menschen oder Gruppen mit Migrationsgeschichte, während auf politischer Ebene die Debatten nur langsam ins Rollen kommen und die Stadtregierung Wiens wenig dazu beiträgt.

3.2.3 Counter-mapping in Wien

Neben der Thematik der postkolonialen Stadt Wien und deren Dekolonisierung widmete sich ein großer Teil der Interviews der Frage von *counter-mapping* und dem konkreten Bezug zu Wien. Obgleich keiner der Interviewten bereits explizit eine postkoloniale *counter-map* für die Stadt erstellt hat, haben dennoch die meisten bereits mit Kartierungen gearbeitet oder sich damit auseinandergesetzt. INOU (Interview) beispielsweise hat zur Europameisterschaft 2006 in Wien eine Karte für BIPOC-Besucher*innen mit u. a. rassistischen Orten begonnen. Außerdem wurde in Universitätsseminaren von Hacker (Interview) zum Thema der postkolonialen Stadt mit Kartierungen gearbeitet. Teilweise waren auch die in dieser Arbeit analysierten Fallbeispiele oder weitere postkoloniale Kartierungsprojekte aus deutschsprachigen Städten bekannt (Interview Bobadilla, INOU, Hacker, Haselmayer, Torres Heredia). Um einen Eindruck von postkolonialem *counter-mapping* zu vermitteln und Zugang zum Konzept zu schaffen, warfen die Interviewpartner*innen im Zuge des Interviews einen Blick auf das Kartierungsprojekt *mapping.postkolonial.net* aus München. Die Meinungen dazu waren sehr divers: „ich finde es immer noch eine der wunderschönsten Mappingsformen überhaupt“

(Interview Hacker); „[e]s ist eine wirklich sehr schöne Karte (Interview Bobadilla); „dann gibt mir das jetzt erst mal nicht viel“ (Interview Anonym); „[d]as ist für mich zu abstrakt.“ (Interview INOU) So sehen einige Interviewte in der Abstraktion den Vorteil, dass der Fokus nur auf die relevanten Dinge gelegt wird und man sich mit der Karte auseinandersetzen und auf die Suche begeben muss (Interview Hacker, Haselmayer). Auf der anderen Seite wird diese *counter-map* als „ein bisschen arg voraussetzungsvoll“ (Interview Anonym) und abstrahiert gesehen. Daraus ergeben sich auch Erwartungen an eine herkömmliche Stadtkarte, mit denen *mapping.postkolonial.net* ([muc] münchen postkolonial 2021a) offenbar bricht. Dazu gehören Orientierungspunkte (Interview Torres Heredia) sowie Legenden, Straßen, Gebäude und Bezirke (Interview Anonym), wie beispielsweise in *Google Maps* (ebd.). Obgleich also zum Teil klare Erwartungen an eine Karte gestellt werden, bringen einige Interviewpartner*innen ebenso eine kritische Haltung gegenüber herkömmlichen Karten mit. Hacker (Interview) stellt dabei die grundsätzliche Frage, „was [...] jetzt überhaupt eine Karte [ist]?“ und weist auf die vermeintlich normative Ordnung von: „natürlich ist der Norden oben und der Süden unten“ hin. Hinzukommend wird die Zweidimensionalität von Karten problematisiert und aufgezeigt, dass Verhältnisse und Relationen nur aus der Perspektive von oben abgebildet werden (Interview Anonym, Hacker, Haselmayer). Zudem gibt es zahlreiche Aspekte, die damit nicht abgebildet werden und unsichtbar bleiben.

Deshalb ist jede Karte auch potentiell unvollständig und muss als Dokument eines bestimmten Wissens und einer damit einhergehenden Praxis der Klassifikation gelesen werden, was meines Erachtens selten der Fall ist. Eine Karte verspricht ja schon was anderes, nämlich die visuelle Darstellung von Information/Wissen. (Interview Haselmayer)

Weiterhin wird reflektiert, dass Karten Machtinstrumente sind und ebenfalls im Kolonialismus als Werkzeug herangezogen wurden, um Raum zu durchdringen und zu verwalten und Herrschaftsansprüche durchzusetzen (Interview Anonym).

Es wird deutlich, dass unter den Interviewten teilweise eine kritische Auseinandersetzung mit Karten statt gefunden hat, jedoch die *counter-map* von München Irritation auslöst und der Wunsch nach bekannten Orientierungspunkten besteht.

Ausschlaggebend für den Kontext dieser Arbeit ist, dass sich die interviewten Akteur*innen einig darüber sind, dass eine postkoloniale Karte auch für Wien Sinn machen würde und Potential hätte (Interviews). Zur konkreteren Umsetzung sind unterschiedliche Aspekte von Bedeutung. Wie bereits im Abschnitt der Dekolonisierung deutlich wurde, muss auch die Erstellung einer postkolonialen Stadtkarte für Wien kollektiv passieren (Interview Hacker). „Wenn man jetzt davon ausgeht, dass sich irgendeine Person alleine hinsetzt und da

irgendwas macht, bringt uns das ja wieder nicht recht viel“, betont Haselmayer (Interview). Nachdem es in Wien in unterschiedlichen Bereichen Wissen und Forschung zur Thematik gibt und verschiedenste Akteur*innen aktiv sind (Interview Torres Heredia), ist es „wichtig, dass die Kräfte hier gebündelt werden“ (Interview INOU). Von Bedeutung ist es, dass „Leute sich ans Werk machen dürfen, die a) selbst auch bestimmte Erfahrungen machen, b) das Expertentum mitbringen, das ja auch gefordert ist“ (Interview Anonym), also „eine Gruppe [...] oder Personen [...], für die das auch eine selbstermächtigende Dimension haben kann“ (Interview Hacker). Grundsätzlich fordern Torres Heredia und Hacker (Interviews), dass der Prozess der Kartierung ein offener bleibt und die Karte auch später partizipativ und erweiterbar ist. „Sonst sind wir vor diesem Problem: [...] was wird eingeschlossen, was wird ausgeschlossen, was wird festgesetzt und damit auch normiert?“ (Interview Hacker)

Neben den Ersteller*innen einer *counter-map* im postkolonialen Wien ist selbstverständlich auch die Zielgruppe und damit die Frage der Vermittlungsstrategie relevant, da eine Karte laut Haselmayer (Interview) auch nur sinnvoll ist, wenn sie auch verwendet wird. Somit ist es notwendig, sich zu überlegen, „wie man Menschen informiert und sensibilisiert mit dem Thema“ (Interview Torres Heredia). Konkretere Aspekte dabei sind beispielsweise die Verwendung von Texten und Textlänge, sowie Bilder und Größe der Bilder (ebd., Interview Bobadilla). Zudem ist, vor allem im Kontext von alternativen Kartierungsformen, auch hier die Frage der Abstraktion relevant. Obgleich beispielsweise Bobadilla am Beispiel von München die Schönheit und Poesie der Karte betont, stellt sie infrage, wie zugänglich diese für Menschen ist (Interview Bobadilla). „Und diese kritische Masse muss nicht vor dem Computer sitzen und sagen: oh, wo ist das jetzt bitte?“ merkt auch INOU (Interview) an und würde für eine postkoloniale Wien-Karte zumindest zentrale Orientierungspunkte wie den Karlsplatz oder das Schottentor abbilden. Nach ihm „muss [es] wirklich so einfach wie möglich sein“ (Interview INOU), damit es eben nicht zu „voraussetzungsvoll“ (Interview Anonym) wird. Ergänzend zur Karte selbst würde sich Bobadilla in der Umsetzung Zusatzmaterial wünschen, das Nutzer*innen verwenden können, um selbst die Stadt und ihre postkolonialen Spuren zu entdecken, beispielsweise in Form von Downloadmaterial.

Eine weitere Anforderung an eine postkoloniale *counter-map* in Wien bezieht sich auf die zeitliche Ebene einer solchen Karte. Abgesehen von Denkmälern oder historischen Momenten sollte es auch um die Sichtbarmachung von Widerstandskämpfen und aktuellen Ereignissen gehen, was Torres Heredia und Haselmayer (Interviews) unterstreichen. Hacker thematisiert in diesem Zusammenhang die „verschiedenen zeitlichen Schichten, die sich über Orte legen, die ja Orte des Widerstands und der Unterwerfung sind, klassisch ja der Heldenplatz“

(Interview Hacker) und findet es wichtig, auch diese teilweise mit gegensätzlicher Bedeutung beladenen Zeitschichten darzustellen: „Also irgendeine Technik zu finden, oder eine Software, die das kann, dass da die Schichten so übereinander liegen.“ (ebd.)

In Anbetracht möglicher Herausforderungen bei der Realisierung einer postkolonialen *counter-map* in Wien wurden von den Akteur*innen drei zentrale Punkte genannt. Ein wichtiger Gedanke, den ein Großteil der Interviewten nannte, war die Frage der Finanzierung. Wenn die Karte „gescheit ausschauen“ (Interview Haselmayer), und nicht nur ein kleines Projekt von Studierenden bleiben soll (Interview INOU), bedarf es einer guten finanziellen Grundlage für die beteiligten Personen wie Forscher*innen, ggf. Programmierer*innen etc. (Interview Bobadilla). „Aber wann kommt man irgendwie an durchgängige, finanzielle Unterstützung? Von wem muss das ausgehen? Von welchen Institutionen?“ (Interview Anonym) fragt Anonym. Für INOU wäre die Stadt Wien eine Geldgeberin, die solche Projekte finanziell fördern müsste, aber Anonym merkt an: „ich glaube [...], dass es an politischem Mangel fehlt, dann auch Projekte, die sich dezidiert damit auseinandersetzen, auch langfristig zu finanzieren.“ (Interview Anonym) Bobadilla hingegen ist der Thematik optimistischer eingestellt: „Aber es sind Hürden, weil du diese Arbeit noch nicht begonnen hast. Aber in dem Moment, in dem du mit einem Konzept beginnst, einfach nach Fördergebern zu suchen, wird sich sicher jemand finden, der das finanziert.“ (Interview Bobadilla)

Eine weitere Herausforderung wäre laut der Interviewten das Zusammenbringen von Wissen und Akteur*innen in Wien:

Also es gibt ja nicht so viel zu Wien, zu Wiengeschichte und Verhältnisse zu kolonialen Projekten, kolonialer Gegenwart und Geschichte. Es ist Bücherwissen was es gibt, und natürlich auch lebendiges Wissen von Menschen, das ja erst mal gebündelt und gesammelt werden muss. Und dann muss man sich darauf einigen, was davon wichtig ist und was weniger wichtig ist. (Interview Hacker)

So sind es die unterschiedlichsten Bereiche wie aktivistische Arbeit und historische Recherche, die häufig stark voneinander getrennt (Interview Torres Heredia) und dann in einer solchen Karte zusammenfließen müssen. Abgesehen von der Bündelung von Wissen merkt INOU an, „dass es vielleicht verschiedene Bewegungen da in der Stadt gibt, die das schon machen, aber sie kennen sich einander nicht. Und das bedeutet, dass jeder irgendwas auf seiner Ebene macht“ (Interview INOU), und auch hier für einen partizipativen Prozess Verbindungen zwischen den Akteur*innen hergestellt werden müssten.

Als dritte Schwierigkeit taucht in den Interviews die Sicherstellung der Zugänglichkeit und Verwendung auf, und knüpft damit an den oben erläuterten Punkt der Vermittlungspraxis an: Wie kann die breite Masse erreicht werden? (Interview Torres Heredia) „Wie erreicht man

Menschen, die nicht so aus dem Unikontext kommen und sich nicht so explizit und akademisch mit dem Thema auseinandersetzen?“ (Interview Bobadilla) Wie kann die Karte niederschwellig und intuitiv gestaltet werden, sodass sich Nutzer*innen in der Stadt selbst auf die Suche nach kolonialen Spuren machen? (Interview Hacker)

Resümierend lässt sich sagen, dass die interviewten Akteur*innen durchaus positiv der Idee einer postkolonialen *counter-map* in Wien gegenüberstehen. Sie bringen bereits konkrete Vorstellungen zur Karte und dem Entstehungsprozess mit und sind sich möglicher Herausforderungen wie Finanzierung oder Sicherstellung der Nutzung bewusst.

3.3 Diskussion: Postkoloniales *counter-mapping* in Wien

Wien ist eine postkoloniale Stadt – das wird vor dem theoretischen Hintergrund postkolonialer Stadtforschung (s. Kapitel 2.3.1.1), der Auswertung der Interviews sowie der ergänzenden Literatur deutlich. Zwar wird die Kolonialgeschichte Österreichs und damit auch Wiens bislang eher ausgeblendet, bei genauerem Hinschauen zeigen sich jedoch auf verschiedenen Ebenen zahlreiche koloniale Spuren. Die Idee einer *weißen* Überlegenheit wird in rassistischen Straßennamen, Denkmälern von Kolonialakteur*innen und stereotypen Repräsentationen und Dichotomien transportiert. Museen als Ausstellungsorte kolonialer Sammelobjekte spielen – wie in vielen anderen europäischen Städten – auch in Wien eine zentrale Rolle und werden zuletzt verstärkt in den Blick genommen. Weniger sichtbar im Stadtbild als solche materiellen Aspekte sind Sprache, Debatten und diskursive Praxen, die auf kolonialrassistischen Vorstellungen aufbauen und wirkmächtig sind, wie die Debatte über die ‚Anderen‘ in bestimmten Bezirken und damit verknüpfte Maßnahmen. Die Konstruktion verschiedener Differenzkategorien und die Abgrenzung des ‚Anderen‘ vom ‚Eigenen‘ sowie eine *weiße* Überlegenheitskultur materialisieren sich hierbei im urbanen Raum im Zuge von Identitätspolitik. Dass Raum jedoch verhandelt werden kann und ortsbasierte Interessenskonflikte und Aushandlungsprozesse geschehen, zeigt sich beispielsweise durch die vermehrte Präsenz Schwarzer Aktivist*innen in der Stadt, wie bei der Demonstration zu *Black Lives Matter*, dem *Black Voices Volksbegehren* etc.

Ein weiterer Pfeiler der postkolonialen Stadtforschung ist die Verwobenheit historischer und gegenwärtiger sowie lokaler und globaler Aspekte, was auch in Wien sichtbar wird. So sind es beispielsweise koloniale Sammelobjekte in Museen oder Palmenhäusern, die auch heute noch mit dem Bild der ‚Anderen‘ und des ‚Fremden‘ zu exotisierenden Vorstellungen in der Gesellschaft beitragen. Die Einbettung lokaler Aspekte in einen globalen Kontext und damit

als Folgen der Globalisierung zeigt beispielsweise Hacker (Interview) anhand von Rohstoffen und Güterketten auf – Strukturen, die Eckardt und Hoerning als neokolonial bezeichnen (Eckardt/Hoerning 2012).

Auch die Idee des Dekolonisierens ist in der postkolonialen Stadt Wien verankert und verschiedene Personen und Gruppen sind daran aktiv beteiligt. In Einklang mit der theoretischen Erarbeitung dazu nehmen auch die Wiener Akteur*innen die Dekolonisierung als einen Prozess wahr, der zwar gleichermaßen ein Ziel darstellen kann, bei dem es aber fraglich bleibt, ob dieses Ziel – also eine dekolonisierte Stadt und Gesellschaft – überhaupt erreicht werden kann. Dabei müssen auf struktureller Ebene Macht und Wissen, wie u. a. im Bildungsbereich, rassistische Sprache oder eurozentrische Weltbilder, dekonstruiert und verändert werden. Vor dem Hintergrund epistemischen Wandels und dem damit verknüpften Konzepts des ‚Verlernens‘ (s. Kapitel 2.2.5) ist, wie von Haselmayer (Interview) angemerkt, ebenso die Auseinandersetzung mit den eigenen Privilegien – stets eingebettet in eine kollektive Intervention – von Bedeutung (Castro Varela/Heinemann 2016: 2). Die Wichtigkeit des Kollektivs im Prozess des Dekolonisierens geht aus den Interviews, beispielsweise in der Beschreibung von Bobadillas Stadtrundgänge als „kollektive Methode des Verlernens“ (Interview Bobadilla), hervor. Ferner wird deutlich, dass eine Dekolonisierung in Wien auf praktischer, interventionistischer und aktivistischer Ebene passiert bzw. passieren muss, was an Rivera Cusicanquis (2019: 112) Forderung anknüpft. Zudem ist ein intersektionaler und disziplinübergreifender Zugang, wie auch in der Theorie gefordert, von Bedeutung für den Dekolonisierungsprozess. Die Intersektionalität und Transdisziplinarität spiegelt sich in der Diversität von in den Interviews genannten Ansätzen und Methoden wider, denn, wie Torres Heredia (Interview) oder auch das *Zwischenraum Kollektiv* (2017) betonen, muss der Prozess des Dekolonisierens stets vielfältig und mit unterschiedlichen Zugängen passieren. So sind es in Wien beispielsweise Stadtpaziergänge, Kunstformen, aktivistische Interventionen oder Bildung, die als Instrumente dafür herangezogen werden.

Was von Seiten der Interviewten selbst nicht genannt wird, ist die Methode des postkolonialen Kartierens in Wien. Dies mag daran liegen, dass es bislang keine solche Karte in Wien gibt und es folglich in der lokalen Auseinandersetzung wenig präsent ist. Dennoch wird postkoloniales *counter-mapping* in Wien von den Interviewten als sinnvoll erachtet.

Ideen zur Umsetzung und Anforderungen einer postkolonialen *counter-map* weisen zahlreiche Überschneidungen, aber insbesondere in der Gestaltung auch unterschiedliche Vorstellungen auf, denen teilweise eine bereits kritische Auseinandersetzung mit Kartierungen vorausgeht. Dazu gehören beispielsweise das Aufzeigen eurozentrischer

Wissensformen mit Norden und Süden, das Hinterfragen der Zweidimensionalität und unsichtbare oder ausgeblendete Aspekte einer Karte. Zudem ist manchen Interviewten wichtig, dass in einer postkolonialen *counter-map* zu Wien Gleichzeitigkeiten dargestellt werden können, der Prozess der Erstellung offen bleibt und nach Erstellung der Karte weiterhin Dinge verändert werden können, die eingeschriebene Zeitlichkeit in Karten also aufgebrochen wird. Obgleich das diskutierte Fallbeispiel *mapping.postkolonial.net* (s. Kapitel 3.1.3) diese Aspekte in der Umsetzung der Karte einbezieht und versucht zu dekonstruieren, deckt sich in den Interviews eine kritische Auseinandersetzung im Allgemeinen nicht immer mit einer positiven Bewertung des Fallbeispiels aus München. Der Wunsch nach Elementen herkömmlicher Karten wie Orientierungspunkte oder dem kompletten Zurückgreifen auf *Google Maps* verdeutlicht einmal mehr, dass die Zugänge und Perspektiven bezüglich eines Dekolonisierungsprozesses sehr unterschiedlich sein können. Insbesondere vor dem Hintergrund der Vermittlungspraxis und der Frage, wie Menschen erreicht werden können, aber gleichzeitig eine kritische Auseinandersetzung mit Karten beibehalten werden kann, erscheint dies im Zuge einer möglichen Umsetzung als ein grundlegender Diskussionspunkt.

In Bezug zu den beteiligten Akteur*innen an einer postkolonialen *counter-map* stellt sich in den Interviews heraus, dass – im Einklang mit dem bottom-up Ansatz von *counter-mapping* (s. Kapitel 2.4.4.2) – insbesondere betroffene Personen einbezogen werden sollen, die aus verschiedensten Disziplinen ihr Wissen zusammen tragen. Dies deckt sich ohnehin mit den in Wien im post- und dekolonialen Bereich aktiven Personen zumeist aus migrantischen Communities, die politische, dekolonisierende Kämpfe ausführen und sich gegen hegemoniale Strukturen stellen. Gleichzeitig stehen *weiße* Menschen in der Verantwortung, als Allies zu handeln. Grundsätzlich entsteht durch solch einen kollektiven Prozess einer Kartenerstellung das Potential, ein gemeinsames Bewusstsein für die postkoloniale Thematik in der Stadt zu schaffen, Netzwerke aufzubauen und kollektive Selbstbildung zu betreiben (s. Kapitel 2.4.4.3). Die Sichtbarmachung von postkolonialen Machtstrukturen und gesellschaftlichen Ungleichheiten in Wien in Form einer Karte kann zudem als „Tool for Action“ (kollektiv organgotango+ 2018: 18) herangezogen werden und als Anstoß für dekoloniale Debatten oder Druckmittel gegenüber der Stadtregierung dienen, die offenbar zu wenig zur Dekolonisierung der Stadt beiträgt.

Zusammenfassend wird deutlich, dass eine *counter-map* für die postkoloniale Stadt Wien von zivilgesellschaftlichen Akteur*innen begrüßt würde. Solch eine Kartierung würde sich in eine Reihe verschiedener bereits praktizierter Methoden zur Dekolonisierung der Stadt eingliedern. Zugleich sind die Ideen und Vorstellungen zur Umsetzung einer *counter-map* unterschiedlich

und auch die Nutzung und Zielgruppe der Karte bleibt offen. Grundsätzlich sollte sie somit als einer von zahlreichen Versuchen zum Voranbringen des Dekolonisierungsprozesses in Wien aufgefasst werden.

4. Conclusio

In dieser Arbeit wird der Frage nachgegangen, inwiefern die Praxis des *counter-mappings* einen Beitrag zur Dekolonisierung von urbanen Räumen leisten kann. Dabei liegt der Fokus auf postkolonialen Städten im deutschsprachigen Bereich, mit dem herausgegriffenen Beispiel Wien. Nach der theoretischen Erarbeitung der einzelnen Themenblöcke, der Untersuchung von Fallbeispielen sowie der Durchführung von Interviews mit Wiener Akteur*innen wird deutlich, dass sich die Praxis des *counter-mappings* durchaus als Methode zur urbanen Dekolonisierung eignen kann. Dies spiegelt sich in zahlreichen theoretischen Übereinstimmungen der verschiedenen Ansätze, in den untersuchten Fallbeispielen, sowie in den Interviews wider.

Post- und dekoloniale Theorien mit der Forderung nach Dekolonisierung, die postkoloniale Stadtforschung, ein kritisches Raumverständnis sowie die Kritische Kartographie mit dem Ansatz des *counter-mappings* greifen alle auf ein Verständnis von Kritik zurück, welches Macht und Wissen als miteinander verwoben versteht. Machtstrukturen und vermeintlich objektives Wissen, insbesondere eine eurozentrische Wissensproduktion, werden dabei hinterfragt und herausgefordert. Diese gegenhegemonialen Bestrebungen sind in der Praxis des *counter-mappings* eingeschrieben und lassen sich in einem Kartierungsprozess einbetten, wie die Fallbeispiele aus postkolonialen Städten verdeutlichen. Das Erstellen einer postkolonialen *counter-map* geht mit der Vorstellung einher, dass Transformation, und damit Dekolonisierung, möglich ist: Wissen, Raum und Karten sind konstruiert und können folglich dekonstruiert und verlernt werden. Dazu ist eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit materiellen, diskursiven und kulturellen kolonialen Kontinuitäten von Bedeutung, die historische und gegenwärtige, sowie lokale und globale Gegebenheiten umfasst. Ein transdisziplinärer und intersektionaler Zugang zu diesen verschiedenen Ebenen geht ebenso aus den Fallbeispielen wie den Interviews hervor. Postkoloniales *counter-mapping* gliedert sich, wie deutlich wurde, in die verschiedenen theoretischen Hintergründen ein, stellt jedoch vielmehr einen – wie häufig gefordert – praktischen Zugang zu Dekolonisierungsprozessen dar. Gleichzeitig ist im Hinterkopf zu behalten, dass die Dekolonisierung auf vielfältige Art und Weise geschehen muss, da die historischen, kulturellen und lokalen Kontexte kolonialer Kontinuitäten unterschiedlich sind. Folglich ist auch *counter-mapping* nur einer von vielen Ansätzen, um einen Beitrag zur urbanen und gesellschaftlichen Dekolonisierung zu leisten.

Ferner war im Zuge dieser Arbeit stets meine eigene Positionierung zum Forschungsbereich ein Thema. Aus den Interviews wird deutlich, dass es zwar häufig migrantische Kräfte sind,

die dekoloniale Debatten anstoßen, es jedoch gesamtgesellschaftlich einer Transformation bedarf, die insbesondere auch von *weißen* Menschen wie mir mitgetragen werden muss. Das Agieren als Verbündete*r – und allem, was damit einhergeht – ist eine Rolle, mit der sich *weiße* Menschen intensiv auseinandersetzen sollten, um zu einer dekolonialen Gesellschaft, sei es auf lokaler oder globaler Ebene, beizutragen.

Im Kontext meiner Rolle stand vorausblickend in den Interviews auch häufiger die Frage im Raum, ob ich mir das Initiieren einer solchen postkolonialen *counter-map* in Wien vorstellen könnte. Dies wäre der aus der Arbeit folgende nächste Schritt, die theoretischen Vorüberlegungen sind abgehandelt. Wie jedoch auch deutlich wurde, gibt es einige Herausforderungen und das Erstellen einer solchen Karte wäre ein umfassender und aufwändiger Prozess. Bislang ist es somit unklar, inwiefern es zukünftig auch in Wien eine postkoloniale *counter-map* geben wird. Die vorliegende Arbeit kann jedoch bereits als erster Schritt dorthin betrachtet werden.

Neben der Frage einer konkreten Umsetzung eines Stadtplans ließen sich die Erkenntnisse dieser Arbeit zudem durch weiterführende Forschungsvorhaben ergänzen. Insbesondere die Frage der Auswirkung von postkolonialen *counter-maps* auf die Dekolonisierung urbaner Räume anhand von bereits realisierten Kartierungen ist bislang nicht untersucht. Im Zuge dessen ließen sich außerdem weitere Erkenntnisse über Vermittlungspraxen und Gestaltungsformen der Karten und deren Nutzung gewinnen.

Grundsätzlich ist jedoch nochmals zu betonen, dass das untersuchte Thema nur ein sehr kleiner Teilbereich eines umfassenden Dekolonisierungsprozesses sein kann. Die Kontinuitäten kolonialer Gewalt und Ungleichheit sind weiterhin global und gesamtgesellschaftlich präsent und es braucht eine Aufarbeitung auf breiter Basis, sei es aus wissenschaftlicher, politischer oder aktivistischer Perspektive.

Literaturverzeichnis

- [muc] münchen postkolonial (2021a): mapping.postkolonial.net.
<https://mapping.postkolonial.net/> [20.07.2021].
- [muc] münchen postkolonial (2021b): [muc] münchen postkolonial.
<http://muc.postkolonial.net/> [20.07.2021].
- Adjaye, David (2021): The 100 Most Influential People of 2021. Felwine Sarr and Bénédicte Savoy. 15.09.2021. <https://time.com/collection/100-most-influential-people-2021/6095958/felwine-sarr-benedicte-savoy/> [2.2.2022].
- Akinola, G. A. (2008): The African Experience. In: Middleton, John; Miller, Joseph C. (Hg.): New Encyclopedia of Africa. Detroit: Charles Scribner's Sons, 473-480.
- Arbeitskreis HAMBURG POSTKOLONIAL (2021): Hamburg postkolonial.
<http://www.hamburg-postkolonial.de/> [20.07.2021].
- Austria Presse Agentur (2021): Lueger-Denkmal. Wien kündigt "künstlerische Kontextualisierung" an. <https://science.apa.at/power-search/15139452384398061509> [20.2.2022].
- Autengruber, Peter (u. a.) (2021): Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. 1. Ergänzungsband. Wien: Verein zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zeitgeschichte.
- Barthes, Roland (2012 [1964]): Mythen des Alltags. Berlin: Suhrkamp.
- Bechhaus-Gerst, Marianne (2019): Koloniale Spuren im städtischen Raum. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 69/40-42, 40-45.
- Bendix, Daniel; Danielzik, Chandra-Milena (2013): Bacardi-Feeling und Entwicklungsauftrag. Zum Zusammenhang von Exotismus und Entwicklungszusammenarbeit. In: Developmental Turn. Neue Beiträge zu einer rassismuskritischen entwicklungspolitischen Bildungs- und Projektarbeit. Berlin: Berliner Entwicklungspolitischer Ratschlag e.V., 36-37.
- Black Central Europe (2018): Moor Pharmacies.
<https://blackcentraleurope.com/sources/1989-today/moor-pharmacies-2018/> [20.1.2022].
- Black Voices Volksbegehren (2021): Black Voices. <https://blackvoices.at/> [20.10.2021].
- Boatcă, Manuela (2021): Counter-Mapping as Method. Locating and Relating the (Semi-) Peripheral Self. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung, 46/2, 244-263.
- Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (2014): Interviews mit Experten. Eine praxisorientierte Einführung. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Bökle, Aljoscha* (u. a.) (2016): Glossar. In: quix - kollektiv für kritische bildungsarbeit (Hg.): Willst du mit mir gehen? Kreuze an. Queer_feministisch. Rassismuskritisch. Intersektional. Gender_Sexualitäten_Begehren in der machtkritischen und entwicklungspolitischen Bildungsarbeit. Wien, 92-98.
- Brändli, Maya (2015): Schweizer Kolonialgeschichte. Spurensuche im Trüben. 16.3.2015. <https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/schweizer-kolonialgeschichte-spurensuche-im-trueben>.
- Brunner, Claudia (2015): Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konfliktforschung. In: Wintersteiner, Werner; Wolf, Lisa (Hg.): Friedensforschung in Österreich. Bilanz und Perspektiven. Klagenfurt: Drava, 38-53.

- Brunner, Claudia (2020): Epistemische Gewalt. Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne. Bielefeld: transcript.
- Bürger, Christiane (2017): Deutsche Kolonialgeschichte(n). Der Genozid in Namibia und die Geschichtsschreibung der DDR und BRD. Bielefeld: transcript.
- Byrne, Denis (2018): Countermapping. In: López Varela, Sandra L. (Hg.): The Encyclopedia of Archaeological Sciences. Hoboken, NJ, USA: John Wiley & Son, 1-4.
- Campos-Delgado, Amalia (2018): Counter-mapping migration. Irregular migrants' stories through cognitive mapping. In: Mobilities, 13/4, 488-504.
- Castro Varela, Maria do Mar; Dhawan, Nikita (2009): Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie? In: FEMINA POLITICA - Zeitschrift für feministische Politikwissenschaften, 18/2, 9-18.
- Castro Varela, Maria do Mar; Dhawan, Nikita; Randeria, Shalini (2010): Postkolonialer Raum. Grenzdenken und Thirdspace. In: Günzel, Stephan (Hg.): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart [u. a.]: Metzler, 177-189.
- Castro Varela, Maria do Mar; Heinemann, Alisha M.B. (2016): Ambivalente Erbschaften. Verlernen erlernen! In: Zwischenräume, 10, 1-6.
- Césaire, Aimé (1976 [1950]): Discours sur le colonialisme ([Réimpr.]). Paris: Éds. Présence Africaine.
- Cobarrubias, Sebastian (2010): Countermapping. In: Barney, Warf (Hg.): Encyclopedia of Geography. Thousand Oaks, Calif: SAGE Publications, Inc, 595-596.
- Cobarrubias, Sebastian; Pickles, John (2008): Spacing movements. In: Warf, Barney; Arias, Santa (Hg.): The spatial turn. New York: Routledge, 36-58.
- Cooper, Frederick (2005): Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History. Berkeley: University of California Press.
- Cooper, Frederick (2008): Colonialism and Imperialism. In: Middleton, John; Miller, Joseph C. (Hg.): New Encyclopedia of Africa. Detroit, MI: Charles Scribner's Sons, 467-473.
- Cooperaxion (2020): bern-kolonial.ch. <https://bern-kolonial.ch/> [20.07.2021].
- Cooperaxion (2021): cooperaxion.org. sustainable development, intercultural exchange. <https://www.cooperaxion.org/> [20.07.2021].
- Counter Cartographies Collective; Dalton, Craig; Mason-Deese, Liz (2012): Counter (Mapping) Actions. Mapping as Militant Research. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies, 11/3, 439-466.
- Crampton, Jeremy W. (2010): Mapping. A critical introduction to cartography and GIS. Chicester: WILEY.
- Crampton, Jeremy W.; Krygier, John (2005): An Introduction to Critical Cartography. In: ACME: An International Journal for Critical Geographies, 4/1, 11-33.
- Dalton, Craig M.; Stallmann, Tim (2018): Counter-mapping data science. In: The Canadian Geographer / Le Géographe canadien, 62/1, 93-101.
- De Lima Costa, Claudia (2016): Gender and Equivocation. Notes on Decolonial Feminist Translations. In: Harcourt, Wendy (Hg.): The Palgrave Handbook of Gender and Development – Critical Engagements in Feminist Theory and Practice. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 48-61.
- Decolonize (2021): Decolonize. <https://www.facebook.com/Decolonize-1949005358524241/> [9.6.2021].
- Decolonizing in Vienna! (2021): Decolonizing in Vienna. Kollektiv für gegen-hegemoniale Geschichte(n) und dekoloniale Zukünfte <https://decolonizinginvienna.at/> [9.6.2021].

- Decolonizing in Vienna! (2022): Österreichs kulturelles Erbe. Wien: Kunsthalle Wien.
- Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt (2022): Dekoloniale. <https://www.dekoloniale.de/de> [7.2.2022].
- Dhawan, Nikita; Castro Varela, Maria do Mar (2020): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung (3. Aufl.). Bielefeld: transcript.
- Dodge, Martin; Perkins, C. R. (2015): Reflecting on J.B. Harley's Influence and What He Missed in "Deconstructing the Map". In: *Cartographica*, 50/1, 37-40.
- DRESDENpostkolonial (2021): Dresdner Orte. <http://dresden-postkolonial.de/karte/> [20.09.2021].
- Eckardt, Frank (2014): Stadtforschung. Gegenstand und Methoden. Wiesbaden.
- Eckardt, Frank (2017): Einleitung. In: Eckardt, Frank (Hg.): *Schlüsselwerke der Stadtforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 1-15.
- Eckardt, Frank; Hoernig, Johanna (2012): Postkoloniale Städte. In: Eckardt, Frank (Hg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 263-287.
- Eckert, Andreas (2006): *Kolonialismus*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Eckert, Andreas; Randeria, Shalini (2009): Geteilte Globalisierung. In: Eckert, Andreas; Randeria, Shalini (Hg.): *Vom Imperialismus zum Empire*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9-33.
- Eckert, Max (1921, 1925): *Die Kartenwissenschaft. Forschungen und Grundlagen zu einer Kartographie als Wissenschaft*. Berlin [u.a.]: Vereinigung Wiss. Verleger.
- Elden, Stuart (2009): Space I. In: Kitchen, Rob; Thrift, Nigel (Hg.): *International Encyclopedia of Human Geography*. Amsterdam [u. a.]: Elsevier, 262-267.
- Erhardt, Melissa (2021): Was macht koloniale Raubkunst noch in Wien? 18.2.2021. <https://fm4.orf.at/stories/3012081/> [14.1.2022].
- Eriksen, Thomas Hylland (2014): Ethnozentrismus. In: Fernand, Kreff; Eva-Maria, Knoll; Andre, Gingrich (Hg.): *Lexikon der Globalisierung*. Bielefeld: transcript, 72-75.
- Esri Deutschland (2021): Esri Deutschland. <https://www.esri.de/> [08.12.2021].
- Fanon, Frantz (2016 [1952]): *Schwarze Haut, weiße Masken*. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Federici, Silvia (2014): *Caliban and the witch* (2. Aufl.). Brooklyn, NY: Autonomedia.
- Feichtinger, Johannes (2003): Habsburg (post-)colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa. In: Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck, Wien [u.a.]: Studien-Verl., 13-32.
- Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (2003): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck Wien [u.a.]: Studien-Verl.
- frankfurt postkolonial (2021): frankfurt postkolonial. <http://frankfurt.postkolonial.net/> [20.07.2021].
- Frei, Elisa (2019): *Ethnologische Museen im 21. Jahrhundert. Eine vergleichende Fallstudie des Berliner Ethnologischen Museums im Humboldt-Forum und des Weltmuseums Wien in der Neuen Burg*. Wien: ÖFSE - Österreichische Forschungsförderung für Internationale Entwicklung.
- freiburg-postkolonial.de (2021): freiburg-postkolonial.de. <https://www.freiburg-postkolonial.de/index.htm> [20.07.2021].
- Garbe, Sebastian (2013): Deskolonisierung des Wissens. Zur Kritik der epistemischen Gewalt in der Kultur- und Sozialanthropologie. In: *Austrian Studies in Social Anthropology, Journal* 1/2013, 1-17.
- Garbe, Sebastian (2020): Dekolonial – Dekolonisierung. In: *PERIPHERIE – Politik • Ökonomie • Kultur*, 40/157/158, 151-154.

- Gasser, Florian (2020): In Österreich gibt es bis heute eine koloniale Denkweise. 17.6.2020. <https://www.zeit.de/2020/26/kolonialismus-habsburgmonarchie-kolonialmacht>
- Gläser, Jochen; Laudel, Grit (2010): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grosfoguel, Ramón (2007): THE EPISTEMIC DECOLONIAL TURN. In: Cultural Studies, 21/2-3, 211-223.
- Grosfoguel, Ramón (2013): The Structure of Knowledge in Westernized Universities. Epistemic racism/sexism and the four genocides/epistemicides of the long 16th century. In: Human architecture, 11/1, 73-90.
- Ha, Noa (2014): Perspektiven urbaner Dekolonisierung. Die europäische Stadt als ,Contact Zone. In: Suburban, 2/1, 27-48.
- Ha, Noa (2017): Zur Kolonialität des Städtischen. In: Zwischenraum Kollektiv (Hg.): Decolonize the city! Zur Kolonialität der Stadt - Gespräche, Aushandlungen, Perspektiven. Münster: Unrast, 75-87.
- Hall, Stuart (2018): Five The West and the Rest. Discourse and Power [1992]. In: Morley, David (Hg.): Essential Essays, Volume 2: Identity and Diaspora: Duke University Press, 141-184.
- Hannemann, Christine (2013): Stadtsoziologie. In: Mieg, Harald A.; Heyl, Christoph (Hg.): Stadt: ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart [u. a.]: J.B.Metzler, 64-86.
- Häntzschel, Jörg (2017): "Das Humboldt-Forum ist wie Tschernobyl". 20.7.2017. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/benedicte-savoy-ueber-das-humboldt-forum-das-humboldt-forum-ist-wie-tschernobyl-1.3596423?reduced=true> [9.2.2022].
- Häntzschel, Jörg (2021): Ein mutiger Schritt. 15.10.2021. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/benin-bronzen-deutschland-nigeria-restitution-raubkunst-1.5440577?reduced=true> [7.2.2022].
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies, 14/3, 575-599.
- Harley, John Brian (1988): Silences and Secrecy. The Hidden Agenda of Cartography in Early Modern Europe. In: Imago Mundi, 40/1, 57-76.
- Harley, John Brian (1989): Deconstructing the map. In: Cartographica, 26/2, 1-20.
- Harris, Leila M.; Hazen, Helen D. (2006): Power of maps. (Counter) Mapping for conservation. In: ACME an international e-journal for critical geographies, 4/1, 99-130.
- Haselmayer, Peter (2020a): Koloniale Kontinuitäten im Stadtbild Wiens. <https://www.malmoe.org/2020/06/26/koloniale-kontinuitaten-im-stadtbild-wiens/> [6.10.2020].
- Haselmayer, Peter (2020b): Re-Making Hügel. Versuche dekolonialer Praxen in Bildung, Kunst und kollektivem Gedächtnis. <https://remakinghugel.wordpress.com/> [10.10.2021].
- Helmi, Jara (2020): «Die Schweizer Beteiligung am Kolonialismus war sehr viel stärker, als viele annehmen». 21.6.2020. <https://www.watson.ch/schweiz/wissen/733812953-kolonialismus-und-die-schweiz-warum-niemand-darueber-sprechen-will> [13.10.2021].
- Hodgson, Dorothy L.; Schroeder, Richard A. (2002): Dilemmas of Counter-Mapping Community Resources in Tanzania. In: Development and Change, 33/1, 79-100.

- Huffman, Nikolas H. (1997): Charting the Other Maps. Cartography and Visual Methods in Feminist Research. In: Jones, John Paul (Hg.): Thresholds in feminist geography: difference, methodology, and representation. Totowa, NJ: Rowman & Littlefield, 255-283.
- Hunt, Dallas; Stevenson, Shaun A. (2017): Decolonizing geographies of power. Indigenous digital counter-mapping practices on turtle Island. In: settler colonial studies, 7/3, 372-392.
- i Dertschei, Toledo; INOU, simon; Wailand, Markus (o. J.): Mein Julius. <http://www.meinjulius.at/> [31.02.2022].
- ICA, International Cartographic Association (2021): International Cartographic Association. <https://icaci.org/> [09.08.2021].
- Iconoclasistas (2016): Manual of Collective Mapping. Retrieved from <https://iconoclasistas.net/4322-2/>
- INO, simon; Spanbauer, Vanessa; Stuber, Peter (2021): Ein Jahr Black-Lives-Matter Demos in Wien. „Nichts muss so bleiben!“. Wien Museum Magazin. <https://magazin.wienmuseum.at/ein-jahr-black-lives-matter-demos-in-wien> [7.2.2022].
- Jacobs, Jane M. (1996): Edge of empire. Postcolonialism and the city. London [u.a.]: Routledge.
- Kajetzke, Laura; Schroer, Markus (2019): Space Studies. In: Schroer, Markus (Hg.): Räume der Gesellschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 43-70.
- Kamdem, Maffeu; Osei-Tutu, Solomon (2021): Österreichs koloniale Aktivitäten auf dem afrikanischen Kontinent. Black Voices Volksbegehren. <https://blackvoices.at/lehrrmaterialien/> [10.10.2021].
- kassel postkolonial (2021): kassel postkolonial. <http://kassel-postkolonial.de/> [20.07.2021].
- Kerner, Ina (1999): Feminismus - Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development Ansatzes. . Münster: Lit. Verlag.
- Kerner, Ina (2012): Postkoloniale Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Kim, Annette M. (2015): Critical cartography 2.0. From “participatory mapping” to authored visualizations of power and people. In: Landscape and Urban Planning, 142/1, 215-225.
- King, Anthony D. (1990): Global cities. Post-imperialism and the internationalization of London. London [u. a.]: Routledge.
- King, Anthony D. (2009a): Imperial Cities. In: Kitchen, Rob; Thrift, Nigel (Hg.): International Encyclopedia of Human Geography. Amsterdam [u. a.] Elsevier, 317-321.
- King, Anthony D. (2009b): Postcolonial Cities. In: Kitchen, Rob; Thrift, Nigel (Hg.): International Encyclopedia of Human Geography. Amsterdam [u. a.] Elsevier, 321-326.
- King, Anthony D. (2016): Postcolonialism, representation and the city. In: Writing the Global City: Globalisation, Postcolonialism and the Urban. London, New York: Routledge, 66-75.
- Kitchin, Rob (2009): Space II. In: Kitchen, Rob; Thrift, Nigel (Hg.): International Encyclopedia of Human Geography. Amsterdam [u. a.] Elsevier, 268-275.
- Kitchin, Rob; Dodge, Martin (2007): Rethinking maps. In: Progress in human geography, 31/3, 331-344.

- kollektiv orangotango (o. J.): Kollektives Kritisches Kartieren.
<https://orangotango.info/manuals/> [20.9.2021].
- kollektiv organtango+ (2018): This Is Not an Atlas. A Global Collection of Counter-Cartographies. Bielefeld: transcript.
- Lanz, Stephan (2015): Über (Un-)Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren. In: sub\urban. Zeitschrift für Kritische Stadtforschung, 3/1, 75-90.
- Lefebvre, Henri (1967): Le droit à la ville. In: L'Homme et la société, 6/1, 29-35.
- Lefebvre, Henri (1974): Kritik des Alltagslebens. 1. München: Hanser.
- Lefebvre, Henri (2016 [1991]): The production of space. Oxford: Blackwell.
- Loidl, Simon (2012): Kolonialpropaganda und -aktivitäten in Österreich-Ungarn 1885 - 1918. <http://othes.univie.ac.at/23786/>
<https://ubdata.univie.ac.at/AC10493993> [20.8.2021].
- Löw, Martina (2018): Vom Raum aus die Stadt denken: transcript.
- Maharawal, Manissa M.; McElroy, Erin (2018): The Anti-Eviction Mapping Project. Counter Mapping and Oral History toward Bay Area Housing Justice. In: Annals of the American Association of Geographers, 108/2, 380-389.
- Manola, Doris (2021): Neues Meisl-Logo ohne Mohrenkopf. 21.10.2021.
<https://wien.orf.at/stories/3126804/> [31.10.2021].
- Massey, Doreen (1995): Places and their Pasts. In: History Workshop Journal, 0/39, 182-192.
- Massey, Doreen (2005): For space. Los Angeles, Calif. [u.a.]: SAGE.
- Matz, Eugenia; Knake, Sebastian; Garbe, Sebastian (2017): „Gibt's das auch in postkolonial?“ Globales Lernen vor dem Hintergrund postkolonialer Kritik. In: Emde, Oliver (u. a.) (Hg.): Mit Bildung die Welt verändern? Globales Lernen für eine nachhaltige Entwicklung. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, 91-109.
- Mayrhofer-Deak, Marietta (2021): wien: postkolonial blog.
<https://viepostcol.hypotheses.org/> [20.07.2021].
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse (11 Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mendoza, Breny (2015): Coloniality of Gender and Power. From Postcoloniality to Decoloniality. In: Disch, Lisa; Hawkesworth, Mary (Hg.): The Oxford Handbook of Feminist Theory: Oxford Handbooks Online, 1-24.
- Michel, Boris (2021): Kartographische Raumproduktionen. In: Kogler, Raphaela; Wintzer, Jeannine (Hg.): Raum und Bild - Strategien visueller raumbezogener Forschung. Berlin, Heidelberg: Springer, 143-155.
- Mullis, Daniel (2017): Henri Lefebvre: Das Recht auf Stadt. In: Eckardt, Frank (Hg.): Schlüsselwerke der Stadtforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 351-366.
- Nietschmann, Bernard (1995): Defending the Miskito Reefs with Maps and GPS. In: Cultural survival quarterly, 18/4, 34-37.
- Osterhammel, Jürgen (2000): Imperialgeschichte. In: Cornelißen, Christoph (Hg.): Geschichtswissenschaften. Eine Einführung. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 221-232.
- Osterhammel, Jürgen (2003): Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen. München: Beck.
- Parker, Brenda (2006): Constructing Community Through Maps? Power and Praxis in Community Mapping. In: The Professional Geographer, 58/4, 470-484.

- Pavlovskaya, Marianna (2009): Feminism, Maps and GIS. In: Kitchen, Rob; Thrift, Nigel (Hg.): International Encyclopedia of Human Geography. Amsterdam [u. a.] Elsevier, 37-43.
- Pavlovskaya, Marianna; Martin, Kevin St (2007): Feminism and Geographic Information Systems. From a Missing Object to a Mapping Subject. In: Geography Compass, 1/3, 583-606.
- Peluso, Nancy Lee (1995): Whose Woods are These? Counter-Mapping Forest Territories in Kalimantan, Indonesia. In: Dodge, Martin; Kitchen, Rob; Perkins, C. R. (Hg.): The Map Reader, 422-429.
- Pfaff, Isabel (2019): Das kannibalische Museum. 25.6.2019. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/kolonialismus-das-kannibalische-museum-1.4498359> [7.2.2022].
- Pfeiffer, Zara (2014): Gespenster/Ge/Schichten. Das Projekt mapping.postkolonial.net stellt sich vor. In: Hinterland Magazin, 25/1, 72-74.
- Pfeiffer, Zara; Zölls, Philip (2010): Mapping postcolonial positions. Spuren kolonialer Geschichte in München. In: Hinterland Magazin, 15/1, 46-49.
- Pickles, John (2004): A History of Spaces. Cartographic Reason, Mapping and the Geo-Coded World. London: Routledge.
- Projektkonsortium genderATlas (2021): genderATlas. <https://genderatlas.at/> [15.09.2021].
- Prutsch, Ursula (2003): Habsburg postcolonial. In: Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck Wien [u. a.]: Studien-Verl., 33-44.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Punch, Keith F (2016): Developing Effective Research Proposal (3). Los Angeles [u. a.]: SAGE.
- Purtschert, Patricia; Falk, Francesca; Luthi, Barbara (2012): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielefeld: transcript.
- Quijano, Aníbal (2000): Coloniality of Power and Eurocentrism in Latin America. In: International Sociology, 15/2, 215-232.
- Rathkolb, Oliver (u. a.) (2013): Straßennamen Wiens seit 1860 als „Politische Erinnerungsorte“ (Forschungsprojektendbericht). Verein zur Wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zeitgeschichte, Wien. <https://www.wien.gv.at/kultur/abteilung/pdf/strassennamenbericht.pdf> [24.1.2022].
- Rivera Cusicanqui, Silvia (2019): *Ch'ixinakax utxiwa*: A reflection on the practices and discourses of decolonization. In: Language, Culture and Society, 1/1, 106-119.
- Robinson, Jennifer (2002): Global and world cities. A view from off the map. In: International Journal of Urban & Regional Research, 26/3, 531-554.
- Robinson, Jennifer (2006): Ordinary cities. Between modernity and development. London [u. a.]: Routledge.
- Rose, Gillian (1993): Feminism and geography. The limits of geographical knowledge. Cambridge: Polity Pr.
- Rühle, Alexander (2021): „Das bleibt eine offene Wunde!“. 4.8.2021. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/kolonialismus-namibia-kolonialverbrechen-versoehnungspolitik-1.5371979?reduced=true> [7.2.2022].

- Rundstrom, Robert A. (2009): Counter Mapping. In: Kitchen, Rob; Thrift Nigel (Hg.): International Encyclopedia of Human Geography. Amsterdam [u. a.]: Elsevier, 314-319.
- Ruthner, Clemens (2003): K.u.k. Kolonialismus als Befund, Befindlichkeit und Metapher. Versuch einer weiteren Klärung. In: Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (Hg.): Habsburg postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck Wien [u.a.]: Studien-Verl., 111-128.
- Said, Edward W. (2003 [1978]): Orientalism (Twenty-fifth anniversary). New York: Vintage Books.
- Sarr, Felwine; Savoy, Bénédicte (2018): The Restitution of African Cultural Heritage. Toward a New Relational Ethics.
http://restitutionreport2018.com/sarr_savoy_en.pdf [24.1.2022].
- Sassen, Saskia (2001): The Global City. New York, London, Tokyo (überarbeitete Aufl.). Princeton: Princeton University Press.
- Sauer, Walter (1996): Das afrikanische Wien. Ein Führer zu Bieber, Malangatana, Soliman. Wien Wien: SADOCC.
- Sauer, Walter (2002a): Jenseits der „Entdeckungsgeschichte“. Forschungsergebnisse und Perspektiven. In: Sauer, Walter (Hg.): K. u. k. kolonial: Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien [u. a.]: Böhlau, 7-16.
- Sauer, Walter (2002b): K. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien [u. a.]: Böhlau.
- Sauer, Walter (2002c): Schwarz-Gelb in Afrika. Habsburgermonarchie und koloniale Frage. In: Sauer, Walter (Hg.): K. u. k. kolonial: Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. Wien [u. a.]: Böhlau, 17-78.
- Sauer, Walter (2008): Österreich-Ungarn - die Erschaffung Mitteleuropas. In: Aldrich, Robert (Hg.): Ein Platz an der Sonne: die Geschichte der Kolonialreiche. Stuttgart: Theiss, 196-219.
- Sauer, Walter (2017): Österreich. In: Götsche, Dirk; Dunker, Axel; Dürbeck, Gabriele (Hg.): Handbuch Postkolonialismus und Literatur. Stuttgart: J.B. Metzler, 418-420.
- Sauer, Walter (2021): Kolonialismus. In: Autengruber, Peter (u. a.) (Hg.): Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. 1. Ergänzungsband. Wien: Verein zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zeitgeschichte, 64-100.
- Schmid, Christian (2010): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes (2. Aufl.). Stuttgart: Steiner.
- Schönberger, Pia; Kellner, Elke; Somers, Nicholas (2021): Das Museum im kolonialen Kontext. Annäherungen aus Österreich = The museum in a colonial context: reflections from Austria. Wien: Czernin.
- Schroer, Markus (2019): Räume der Gesellschaft. Soziologische Studien. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Seager, Joni (2018): The women's atlas (Fifth). Oxford: Myriad Editions.
- Siebel, Walter (2012): Die europäische Stadt. In: Eckardt, Frank (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 201-211.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary; Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture (Illini books). Urbana: University of Illinois Press, 271-313.
- SRF (2021): So wollen Schweizer Museen koloniale Raubkunst aufdecken. 29.1.2021.
<https://www.srf.ch/kultur/kunst/raubkunst-aus-dem-benin-so-wollen-schweizer-museen-koloniale-raubkunst-aufdecken> [7.2.2022].

- Stadtmuseum Berlin (2019): Modellprojekt zur Dekolonisierung städtischer Erinnerungskultur gestartet. 16.12.2019.
<https://www.stadtmuseum.de/aktuelles/modellprojekt-zur-dekolonisierung-staedtischer-erinnerungskultur-gestartet> [7.2.2022].
- Taschwer, Klaus (2021): Koloniale Museumsobjekte: Legitim erworben oder doch geraubt? 16.9.2021.
<https://www.derstandard.at/story/2000129656018/koloniale-museumsobjekte-legitim-erworben-oder-doch-geraubt> [31.1.2022].
- Taylor, Katie Headrick; Hall, Rogers (2013): Counter-Mapping the Neighborhood on Bicycles. Mobilizing Youth to Reimagine the City. In: Technology, knowledge and learning, 18/1-2, 65-93.
- Tazzioli, Martina (2015): Which Europe?. Migrants' uneven geographies and counter-mapping at the limits of representation. In: movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies, 1/2, 1-20.
- Technisches Museum Wien (2021): Decolonial Summer School über Objekte aus kolonialem Kontext. 9.9.2021.
<https://www.technischesmuseum.at/presse/decolonial-summer-school-ueber-objekte-aus-kolonialem-kontext>.
- TIME Magazine (2021): The 100 Most Influential People of 2021.
<https://time.com/collection/100-most-influential-people-2021/> [2.2.2022].
- Torres Heredia, Marcela (2020): Chronik der Verflechtungen. Auseinandersetzungen um symbolische Räume. <https://www.malmoe.org/2020/10/11/dekolonialismus-denkmaeler-columbus/> [26.1.2022].
- Trautsch, Jasper M. (2017): Was ist ‚der Westen‘? Zur Semantik eines politischen Grundbegriffs der Moderne. In: Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte, 6/1, 58-66.
- Uhl, Heidemarie (2003): Zwischen „Habsburgischem Mythos“ und (Post-)Kolonialismus. Zentraleuropa als Paradigma für Identitätskonstruktionen in der (Post-)Moderne. In: Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (Hg.): Habsburg postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck Wien [u. a.]: Studien-Verl., 45-54.
- UNESCO (2011): Immaterielles Kulturerbe. Wiener Kaffeehauskultur.
<https://www.unesco.at/kultur/immaterielles-kulturerbe/oesterreichisches-verzeichnis/detail/article/wiener-kaffeehauskultur> [02.02.2022].
- Unterweger, Claudia (2020): Weißösterreichische Traditionen. ZEIT Österreich. 24.6.2020. <https://www.zeit.de/2020/27/rassismus-oesterreich-tradition-identitaet-black-lives-matter> [2.2.2022].
- Van den Hoonaard, Will C. (2013): Map Worlds. A History of Women in Cartography. Waterloo, Ontario: Wilfrid Laurier University Press.
- Wainwright, Joel; Bryan, Joe (2009): Cartography, territory, property. Postcolonial reflections on indigenous counter-mapping in Nicaragua and Belize. In: cultural geographies, 16/2, 153-178.
- Weber, Max (2000): Die Stadt (Vol. Max Weber Studienausgabe I/22,5: Wirtschaft und Gesellschaft). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weiss, Stefan; von Usslar, Maria; Müller, Adreas (2021): Neuer Weltmuseum-Chef: "Werden keine leeren Vitrinen haben". 29.7.2021.
<https://www.derstandard.at/story/2000128483134/neuer-weltmuseum-chef-werden-keine-leeren-vitrinen-haben> [7.2.2022].

- Weltmuseum Wien (2022): Federkopfschmuck. <https://www.weltmuseumwien.at> [31.01.2022].
- Wien Geschichte Wiki (2022): Karl Lueger. https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Karl_Lueger [22.02.2022].
- Wood, Denis (2010): Rethinking the power of maps. New York London: The Guilford Press.
- Wood, Denis; Fels, John (1986): Design on signs / myth and meaning in maps. In: Cartographica, 23/3, 54-103.
- Wood, Denis; Fels, John (1993): The power of maps. London: Routledge.
- Yeoh, Brenda S. A. (2001): Postcolonial cities. In: Progress in human geography, 25/3, 456-468.
- Zangger, Andreas (2020): So umfassend profitierte die Schweiz vom Kolonialismus. 14.8.2020. <https://www.swissinfo.ch/ger/schweiz-kolonialismus/45948770> [13.10.2021].
- Ziai, Aram (2010): Postkoloniale Perspektiven auf „Entwicklung“. In: PERIPHERIE, 30/120, 399-426.
- Zürich Kolonial (2021): Ein Stadtrundgang durch Zürichs koloniale Vergangenheit. <https://www.zh-kolonial.ch/> [13.10.2021].
- Zwischenraum Kollektiv (2017): Decolonize the city! Zur Kolonialität der Stadt. Gespräche, Aushandlungen, Perspektiven. Münster: Unrast.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Themenbereiche der vorliegenden Arbeit (eigene Darstellung)	10
Abbildung 2: Vereinfachtes map communication model (Crampton 2010: 59).....	59
Abbildung 3: Ausschnitt der interaktiven Onlinekarte bern-kolonial.ch (Cooperaxion 2020).....	78
Abbildung 4: Ausschnitt der interaktiven Onlinekarte kassel postkolonial (2021)	80
Abbildung 5: Ausschnitt der interaktiven Onlinekarte mapping.postkolonial.net ([muc] münchen postkolonial 2021)	83

Danksagung

Viele Erfahrungen haben mich dazu gebracht, dass ich nun hier ein paar Dankesworte schreibe zu einer Arbeit, die den Versuch unternimmt, die Notwendigkeit historischer, gegenwärtiger und zukünftiger Verantwortung der Aufarbeitung kolonialer Gewalt aufzuzeigen. Das waren viele persönliche Begegnungen, aber insbesondere auch das Studium der ‚Internationale Entwicklung‘, das es schafft, in einem immer neoliberaleren Universitätskontext weiterhin kritische Bildung und Wissenschaft zu betreiben und zu ermöglichen und dabei verschiedenste Perspektiven einzubeziehen. Danke IE – und damit natürlich Danke an die Menschen, die das Studium und das Institut am Laufen halten!

Zum Thema der Arbeit hat mich das Forschungsseminar zu 'Dekolonialen Stadtrundgängen' bei Carla Bobadilla, Margarete Grandner, Gregor Seidl und Jenny Marcela Torres sowie der Austausch mit Ester zu Kartierungen inspiriert. An Ester auch ein großes Dankeschön für die Unterstützung von Anfang bis Ende der Arbeit, das viele Fragen beantworten und Korrekturlesen. Danke auch an die weiteren Menschen, die mich auf verschiedene Art und Weisen unterstützt haben: Nathan, Zarah, Lea, Gabriel, meine Familie und meine Mitbewohner*innen.

Natürlich danke ich auch meinem Betreuer Mag. Dr. Gerald Faschingeder für die stets gute Begleitung im Arbeitsprozess.

Nicht zu vergessen sind die Interviewpartner*innen: es hat großen Spaß gemacht, mit Euch zu sprechen. Danke für die vielen spannenden und inspirierenden Gedanken, motivierenden Worte und eure Arbeit!

Abstract Deutsch

Begibt man sich auf die Spurensuche kolonialer Hinterlassenschaften und Erinnerungsorten in deutschsprachigen Städten, sind diese häufig erst auf den zweiten Blick sichtbar. Städte wie Bern, München oder Wien gelten formal nicht als ehemalige Kolonialmetropolen und die Präsenz (post-)kolonialer Kontinuitäten wird folglich häufig relativiert. In den vergangenen Jahren, u. a. beeinflusst durch die *Black Lives Matter* Bewegung, gewann die Thematik kolonialer Kontinuitäten und die Dekolonisierung in Städten jedoch vermehrt an Aufmerksamkeit. Zur Sichtbarmachung kolonialer Spuren greifen zivilgesellschaftliche Organisationen häufig auf die Erstellung von alternativen Stadtplänen, dem sogenannten *counter-mapping*, zurück.

Inwiefern die Methode des *counter-mappings* im Kontext der Dekolonisierung von Städten im deutschsprachigen Raum Potential hat, wird in dieser Arbeit untersucht. Dabei werden anhand von Literaturrecherche die theoretischen Hintergründe zu Kolonialismus, post- und dekolonialen Theorien, Kritische Stadt- und Raumforschung sowie der Kritischen Kartierung erarbeitet und miteinander verknüpft. Zur Verdeutlichung der praktischen Ebene postkolonialen *counter-mappings* wird auf die Analyse von bereits realisierten Kartierungsprojekten aus Bern, Kassel und München zurückgegriffen. Ferner dienen qualitative Interviews mit sechs Wiener Akteur*innen aus dem post- und dekolonialen Arbeitsfeld dazu, einen lokalen Kontext zur Stadt Wien herzustellen – eine postkoloniale *counter-map* gibt es bislang in Wien nicht.

Grundsätzlich zeigt sich in der Arbeit, dass sich die Ansätze der Dekolonisierung von Städten und die Praxis des *counter-mappings* in zahlreichen Aspekten überschneiden und folglich sehr gut miteinander verknüpfen lassen. Auch in Wien stößt die Erstellung einer solchen postkolonialen *counter-map* auf großes Interesse und Potentialzuschreibung, es werden jedoch auch Herausforderungen deutlich, die im Zuge eines Kartierungsprozesses auftreten können.

Abstract English

If one goes in search for traces of colonial legacies and places of remembrance in German-speaking cities, they are often only visible at second glance. Cities such as Bern, Munich or Vienna are not formally considered former colonial metropolises and the presence of (post-)colonial continuities is consequently often relativized. In recent years, however, influenced by the Black Lives Matter movement among others, the topic of colonial continuities and decolonization in cities has gained increased attention. To make colonial traces visible, civil society organizations often resort to the creation of alternative city maps, so-called counter-mapping.

To what extent the method of counter-mapping has potential in the context of decolonization of cities in German-speaking countries is examined in this thesis. Thereby, the theoretical background of colonialism, post- and decolonial theories, critical urban and spatial research as well as critical mapping will be elaborated and linked by means of a literature research. To illustrate the practical dimension of postcolonial counter-mapping, the analysis of already realized mapping projects from Bern, Kassel and Munich will be used. Furthermore, qualitative interviews with six Viennese actors from the post- and decolonial field of work serve to establish a local context to the city of Vienna – a postcolonial counter-map does not yet exist in Vienna.

This thesis shows that the approaches of decolonizing cities and the practice of counter-mapping overlap in numerous aspects and can therefore be meaningfully linked. In Vienna, the creation of such a postcolonial counter-map is met with great interest and attribution of potential, though challenges that can arise in the course of a mapping process also become apparent.